

# VICTORIA-BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Ein Abend bei Ludwig Tieck, von L. Pietsch (mit Illustration). — Hüte den Herd! — Cines alten Mädchens Geschichte, von Fanny Suenfson. — Unterirdische und überirdische Ueberraschungen, von K. A. Heigel. — Die Quellen des Glücks. — Ein Winkel von Versailles, von Schmidt-Weisenfels. — Ein Stündchen in der Via sacra (mit Illustration). — Eau de Cologne, von Karl Neumann-Strela. — Der Mancinellobaum. — Die Heirathen großer Männer, von Julius Rodenberg. — Französische Damen und falsches Haar. — Heimat. — Die Mode, von Veronika v. G. — Wirthschaftsplaudereien. — Offizielle Mittheilungen des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Der Victoria-Bazar. — Modenbild nebst Beschreibung. — Schach-Aufgabe. — Charade. — Correspondenz. — Auflösung der Räthsel-Aufgabe und des Räthfels Seite 328.

## Ein Abend bei Ludwig Tieck.

In der großen Friedrichstraße zu Berlin, nahe der Zimmerstraße, steht ein einstöckiges Haus von graubräunlichem Anstrich, das in keinem Stück seiner Erscheinung aus einer düsternen Alltäglichkeit heraustritt.

In dem langen Saale des Erdgeschosses, dessen Fenster nach dem Hofe gehen, pflegte Ludwig Tieck, seit er nach der Uebernahme von Dresden nach Berlin (1840) in diesem Hause seine Wohnung genommen, für die Zeit, wo ihn nicht das Verhältniß zu seinem königlichen Freunde an Potsdam gefesselt hielt, an manchen Abenden vor dem Kreise seiner Erwählten die eigenen

Dichtungen und die seiner deutschen, englischen, dänischen und spanischen Lieblinge vorzulesen. Dieser Saal zeigt eine wunderliche Art von Wanddecoration, und wenn wir der Versicherung der heutigen Bewohner Glauben schenken, so stammt dieselbe noch aus jenen Zeiten her, als durch seinen Raum die besetzten Worte der Dichter von diesen „schöngereimten Lippen“ tönten. Jede



Wach. Rauch. Steffens. Eichenhoff. Humboldt. Dr. Paalzow. Dr. Crelinger. Bettina von Arnim. Barnhagen von Ense. Friedrich Tieck. Kopisch. Franz Kugler. Holtei. Seydelmann. Schelling. J. Grimm. Cornelius. Mendelssohn. Fanny Hensel. Gräfin Zintenstein. Ludwig Tieck. Charlotte von Hagn. Ein Abend bei Ludwig Tieck. Zeichnung von L. Pietsch.

Wand ist mit einer langgedehnten fabelhaften Rheinlandschaft mit Strom, Bergen, Burgruinen, Waldböden bemalt in jenem landschaftlichen Styl und Colorit, in jener naiven Simplizität von Tönen und Formen, in welchen die Schöpfungen der Rouleaurmaler die Wirklichkeit künstlerisch zu reproduzieren pflegen. Aber auch wir, denen eine künstlerische Ungehörigkeit in der Umgebung, am Orte unsers täglichen Aufenthalts kaum erträglich ist, würden diese Rheinlandschaften wol ausgehalten und vergessen haben, wenn es uns vergönnt gewesen wäre, in diesen Zirkel einzutreten, der oft genug Alles in sich vereinigte, was das literarisch-künstlerische Berlin der ersten vierziger Jahre von großen Namen in sich einschloß, alle diese erwählten Männer und Frauen, bald im heiteren Behagen, bald aufs Innigste erschüttert der Stimme des Lesenden lauschend.

Tied's zarter Körper war von der Sicht so rauh angepaßt, daß er den schönen Kopf gänzlich auf die eine Schulter niedergezogen trug, was dann freilich dem großen braunen strahlenden Auge einen ganz eigentümlichen Zauber feinsten Schalkhaftigkeit des Ausdrucks gab, wenn es so von untenher sein Gegenüber anblickte. Nie vertauschte er übrigens seinen schwarzen Sammetrock mit Schawlfragen bei solchen Gelegenheiten mit der offiziellen Gesellschaftstracht, dem langweiligen Frack. So in diesen dunkeln Krügen fast verfunken, leise gebeugt, sah er im Armstuhle vor seinem Lesetischen in der Mitte der Langwand seines Saals ziemlich unbeweglich, und mit keiner anderen Art körperlicher Action, als den sprechenden Bewegungen der zarten weißen Hand die wohlklingenden Schwingungen seines eben so voll und markig als weich und mild tönenden Organs begleitend und unterstützend. Kein Vorleserkünstler vor und nach ihm soll diese wunderbare Fähigkeit besessen haben, die Klangfarbe zu wechseln, in so unendlicher Mannichfaltigkeit und die jedem der aufstrebenden Charaktere eines Dramas einmal zuertheilte so unverrückbar festzuhalten, wie er es vermochte. Im weiten Umkreise um sein Tischchen herum saß sein Publikum. Nur eine Persönlichkeit desselben war bevorzugt genug, jederzeit dicht neben demselben ihren Platz zu behaupten, von wo aus sie gewissermaßen „das Ganze commandirte“ und die wenn auch überflüssigen Zeichen des Beifalls, Lächelns und Lachens für die anderen Hörer gab. Dies war die alte Gräfin von Finkenstein, die treu ausdauernde Freundin des Dichters, deren mächtiger grüner Lichtschirm das von weißer Strichhaube umrahmte Antlitz dicht beschattete und in deren Händen allein der Strickstrumpf hier geduldet war und während der Vorlesung nicht zu ruhen brauchte. Ob die anderen Gäste, die wir um diesen Tisch gruppieren, jemals dort so vollzählig versammelt waren? — ich will es nicht behaupten. Doch ist es nicht gerade unwahrscheinlich, daß jene Männer, um welche die gemeinsame Berufung durch Friedrich Wilhelm IV. und die ihnen gemeinsame geistliche Verehrung dieses Monarchen ein gemeinsames Band wab, deren jugendliche Entwicklung in die Glanzzeit der jungen Romantik fiel, wo sie zum Theil nahe persönliche Freundschaft dem gepriesenen Dichter der Lehre verband, daß diese Männer in jenem Kreise so wenig gefehlt haben mögen, wie andere gefeierte Größen der Berliner Künstler- und Gelehrtenwelt und Gesellschaft. An den Wandpfeiler dem Tische zunächst lassen wir den behaglichen Maler und Dichter Kopisch den breiten Rücken lehnen; zwischen den Vorhängen der Fensterische blickt Franz Kugler's, des bekannten Kunsthistorikers, süß der Locken beraubtes sokratisch geformtes Haupt hervor. Hinter der Gräfin Finkenstein, von der Wirkung der Lichte halb verdeckt, werden die scharf- und spitzgezeichneten Züge des Bruders des Dichters, Friedrich Tied's, jenes genialen Bildhauers und ziemlich unglücklichen Mannes sichtbar, an welchem Ludwig mit aufopfernder Geschwisterliebe hing. In der Ecke zwischen Thür und Sopha Barnhagen von Ense, das feingeistige Antlitz zur alten Freundin Bettina a wendend, neben welcher wir mit gutem Willen die damals noch immer jugendlich erscheinende Crelinger erkennen mögen. Die dritte Dame auf dem Sopha ist die jetzt auch schon halb vergessene Gröbe jener vierziger Jahren, die Schwester des Malers Wack, Frau Paalow, Verfasserin von Godwie-Casle und Thomas Eyrnao. Vor ihr am runden Theetische, das Kinn in die ungeheure weiße Binde gesenkt, Alexander v. Humboldt, hinter ihm der nichts weniger als auf seines Wesens wahren Inhalt deutende Kopf des Sängers der Romantik, der unter Allen ihren berauschten Klang im Liede anzuschlagen verstanden: Joseph von Eichendorff, damals preussischer Regierungsrath in Berlin, und etwas weiter nach vorn zu stehend, Hendrik Steffens, der norwegische treue Schüler der deutschen romantischen Lehre, der Naturphilosoph und liebenswürdige Novellist. Neben Humboldt das strenge, kühn geformte tiefblickende Antlitz des Cornelius; neben diesem das von vollem, langem, lichtigem Haar umwante Haupt Jakob Grimm's, auf in sich zusammen gebückten Schultern. Alle um eines Hauptes Länge überragend, steht hier, die Arme geteilt auf dem Rücken, die königliche Gestalt Christian Rauch's und zeigt uns ihr vom Genie der Plastik selbst gebildetes Profil. Ueber seiner Schulter blickt der Kopf des Professor Wack, damals gefeierten Geschichtsmalers und poetisch hochgestimmten, liebenswürdigen Künstlers. Weiter nach vorn in dem Halbkreise der ersten Reihe der Zuhörer Felix Mendelssohn-Bartholdy neben einer Dame, die — unsere Leser mögen uns aufs Wort glauben — wenn sie sich nur umlehren könnte, die wohlbekanntesten Züge von des Meisters hochbegabter Schwester Fanny Hensel zeigen würde. Auf den Stühlen hinter diesem Paare der Philosoph Schelling und in entschiedenem Contraste mit seinen breiten kugligen Gesichtsförmern das scharfgezeichnete Profil Giacomo Meyerbeer's. Den Herrn und die Dame, die uns auf dieser Seite den Rücken kehren, wird es uns beim besten Willen doch unmöglich, in solcher Stellung mit Bestimmtheit zu erkennen. Im solch reichem Himmel, Stern an Stern, haben ja auch wol zwei Angenannte Platz. Die vom Rücken sichtbare Dame auf der anderen Seite ist die allen Theaterfreunden unvergessliche Charlotte von Hagn! Sie wendet den Kopf zu ihrem Collegen Seydelmann, dem Unerreichten. Ueber ihnen, die Arme ineinander geschlagen, Karl von Holtei, der des Dichters Lesekunst am besten zu schildern und von seinem Muster am meisten zu profitieren wußte. Sein heutiges langbärtiges, langhaariges Greisenantlitz weist freilich keine Spur mehr von jenem frischen, schwarzschwarzbärtigen Kopf dessen auf, der damals eben vierzig Jahre geworden, aber „Vierzig Jahre“ zu schreiben nur erst begonnen hatte.

[1862]

Ludwig Pietsch.

### Hüte den Herd!

Der Kreis der Familie sei geweiht; die Kämpfe, Zweifel und Irrthümer des Mannes sollten außerhalb dieses Bannes liegen, und das Haus ein Tempel, ein Heiligthum der Herzen sein, über dem freundliche Genien wachen, daß nur Liebes und Gutes

eindringe. Dach und Feuer sind die Sinnbilder eines höhern Schattens und Lichtes, eines Schattens wie der des Fessens in sonnenheizer Wüste und eines Lichtes wie das des Leuchtturms in stürmischer See. Wer ein treues Weib besitzt, hat auch solch ein Daheim. Denn die Frau ist das Haus. Und wenn sie nur den gestirnten Himmel als Decke, den Fühwurm im Grase als einziges Feuer hat, baut sie mit ihren Armen ein Haus um uns. Freilich, die wahre Weiblichkeit allein thut und vermag dies, Weiblichkeit, die nicht sengendes Wildfeuer, sondern mildeleuchtende Wärme ist. Die wahrhaft edle Frau ist, soweit man dies von einem menschlichen Wesen sagen kann, unfehlbar: dauern und unverderblich gut und intuitiv weise. Obwar sie nicht Stoff zu einem Romane für Dumas oder Feydeau bietet, ist sie doch die poetischste Erscheinung auf der Welt. Und solcher hohen idealen Frauen würden mehr noch sein, wenn der Männer weniger wären, die im Hause nur eine Wohnung und in der Frau nichts weiter, als den Compagnon ihres Geschäfts und ihrer Sorgen sehen.

[1688]

H.

### Eines alten Mädchens Geschichte.

Von Fanny Suenfson. \*)

„Kommt Mamsell Barner heut?“  
 „Ich glaube wol; es ist über acht Tage, daß sie nicht hier war.“  
 „Da werden wir ungeheuer viel Vergnügen haben, nicht wahr Emilie?“  
 „Höre, Rudolph, Du bist zu schlecht gegen sie; erinnere Dich, was Du neulich sagtest.“  
 „Nun, wie so! Das war doch kein Unglück. Ich habe nie in meinem Leben ein so garstiges Frauenzimmer gesehen, wie sie. Hu! Welche Nase! Immer roth — und dann bildet sie sich noch dazu ein, daß sie schön und jung sei, wiewol sie häßlich und alt ist. Ich wette darauf, daß sie über dreißig zählt.“  
 „Warum nicht gar! Sie sagte kürzlich zur Mutter: Wenn ich alt werde. Hahaha! Als wenn sie das nicht schon wäre!“  
 „Aber nimm Dich in Acht, Rudolph, laß den Vater nicht sehen, daß Du sie auslächst; er leidet das nicht... denn er sagte kürzlich, daß er den Ersten, der sich über sie lustig mache, vor die Thür setzen würde.“  
 „Nun tritt ich Dich! Was kann ich dafür, daß sie so lächerlich ist! Kein Mensch mit Humor kann sie sehen, ohne sie zum Besten zu haben. Sage mir nur gleich, was wir erfinden sollen, um sie zu necken? Es ist zu spaßhaft, die Alte böse zu sehen.“  
 „Warte bis Franziska kommt; sie weiß immer Rath.“  
 Und Franziska, von ihrer jüngeren Schwester Bertha begleitet, kam.

Das waren zwei junge, lebensfrohe Mädchen, mit von Gesundheit und Freude strahlenden Zügen; mit lachendem Angesicht und leichtem Schritt traten sie hingend herein und gingen frisch und hoffnungsvoll dem Frühling in aller seiner Anmuth.  
 „Habt Ihr gehört, daß Mamsell Barner heut kommt?“ fragte Rudolph — „womit sollen wir sie necken?“  
 „Necken!“ wiederholte Franziska unwillig — „Rudolph will sie immer beleidigt sehen. Nein, ich habe beschlossen, ihr von Ludwig Hastrup's verzweiflungsvoller Liebe zu erzählen; sieh, das ist etwas, das paßt besser — habe ich nicht Recht?“  
 „Ja,“ antworteten Rudolph und Emilie zugleich. Bertha, die jüngste der vier Geschwister, warf Franziska einen ersten Blick zu.  
 „Fuui!“ — sagte sie betrübt — „es würde sehr unedel sein, sie zu verhöhnen; was kann sie dafür, daß sie nicht mehr jung ist?“  
 „Ja, aber ich mag sie nun einmal nicht!“ rief Rudolph, ganz gereizt durch Bertha's Vertheidigung; „ich mag sie nicht und Ihr werdet mich nicht überreden, mein Urtheil zu ändern und meinen Empfindungen Zwang anzuthun.“  
 Die Thür öffnete sich und eine alte Dame trat unbemerkt herein; sie hörte seine Worte, die ihr Herz trafen; ein schmerzlicher Schatten zog über ihre bleichen Züge, in denen Täuschung und Entbehrung tiefe Furchen gegraben hatten. Ihre Kleidung hielt die Mitte zwischen alt und jung... sehr bröcklich, das kann man nicht leugnen... ein kleiner Hut voller Schleifen und Streifen, auf einer Reihe hervorstechender grauer Locken... ja, wunderbar nahm sie sich aus, das sahen Alle; aber sie selbst sah es nicht.

Sie hatte Rudolph's Worte noch gehört; aber sie ging darüber hinweg, als ob sie niemals gesprochen wären. „Guten Abend, liebe Kinder“, sagte sie.

Die Stimme zitterte wol ein wenig, aber das bemerkte Niemand.

„Guten Abend, guten Abend, Mamsell Barner; wie befinden Sie sich heute?“

Man umringte sie mit Lachen und Scherzen und glaubte, daß sie gar nicht merke, wie man sie zum Gegenstande des Muthwillens mache. Aber Mamsell Barner fühlte sehr tief jede Kränkung, die man ihr zufügte, nur mit dem Unterschiebe, daß sie dieselbe ruhig, fast mit einem melancholischen Lächeln hinnahm. Sie war alt, unverheirathet und arm; drei Fehler, welche die Menschen, so lange sie jung sind, sehr hart beurtheilen, mit denen man aber doch sehr glücklich sein kann. Ich habe einmal ein altes Mädchen aus innerster Seele sagen hören: „Ach wie ist es doch gut, daß ich alt bin!“ Einige lachten über diese Aeußerung, besonders die Herren, die dieselbe für Affectation hielten; denn die Jugend vermag es nicht zu glauben, daß das Alter sich seines Alters freuen könne! Und doch — muß ein Weib nicht Gott danken für eine Zeit, wo des Lebens schwerste Prüfungen hinter ihr liegen; wo der Friede des Herzens den bewegten Tagen der Jugend gefolgt ist und sie das Leben mit ruhigem und dankbarem Blick zu überschauen vermag? Dieses Leben, das vor 30 Jahren wol andere glänzendere Farben gehabt, aber auch anderen Kampf und andere Schmerzen... Darum sagte sie: Wie gut ist es, alt zu sein! Und unverheirathet sein — als ob es verdienstvoller sei, um jeden Preis einem Manne anzugehören, oft um den Preis weiblicher Würde, oft um den Klang goldnen Erbes, oft nur um den Zauber der Brautzeit willen — verdientvoller als sich selber, der freien Seele Wollen und Können in die Wage des Lebens zu legen und mit den Illusionen abschließend ein hitziges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, in welcher die Verheiratheten und die Unverheiratheten eine Pflicht zu erfüllen und einen Platz zu behaupten haben.

Ich sagte auch, daß Mamsell Barner arm gewesen sei; — ja arm an Gütern, arm an Vergangenheit und Zukunft; aber reich an Herz und Gemüth, reich an Gram und Entbehrung... sie gehörte zu den Wenigen, die niemals gekränkt, nie bei den

\*) Die Verfasserin ist eine junge dänische Schriftstellerin von Ahus, deren Novellen mit Vorliebe das Familienleben ihrer nordischen Heimat schildern. In einer solchen Sphäre bewegt sich auch die von uns mitgetheilte Geschichte, die erste, mit welcher die genannte Verfasserin vor ein deutsches Publikum tritt. D. Red.

Thänen Anderer gelächelt und das Glück Anderer beneidet haben. Sie freute sich über die Tugendhaften, sie betete für die Unseligen. Sie wiederholte niemals böse Gerüchte und bedeckte die Mängel Anderer.

Geheimnisse ruhten bei ihr, wie im Grabe und ihre Sprache war nie verlegend.

Und warum dennoch dieser Ton unedlen Scherzes gegen sie die wol verdient hätte, daß man ihr mit den Ausdrücke der Ehrfurcht begegnet wäre? Ja, warum? ... Weil junge Leute sich selten über ihre eigene Stimmung hinaus in diejenige der Andern verlegen können; weil die Jugend immer nur an sich denkt — weil sie sich an das Alter nur ungern oder gar nicht erinnert oder davor zurückschaudert, anstatt sich diesen Satz tief ins Gedächtnis zu prägen: daß es ein Segen sei, alt zu werden, wenn man in jungen Tagen an die alten gedacht hat!

„Guten Abend! Guten Abend!“ wiederholten die Schwägerinnen und umringten sie dichter; aber Keiner erhob seine Stimme um ihr den Mantel abzunehmen.

Bertha stand in der Fensternische verborgen; eine helle Röthe färbte ihre Wangen — sie schämte sich ihrer Geschwister. Schnell näherte sie sich der Jungfer Barner.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen Hut und Mantel abnehme?“ fragte sie sanft und mit liebevollem Blick.

„Danke, mein liebes Kind! Gott segne Dich!“

Die Andern traten unwillkürlich zurück, um ihr Platz zu machen.

Nun kam auch Frau Walling herein, reichte dem Gaste freundlich die Hand und bat, auf dem Sopha Platz zu nehmen. „Wir haben lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie bei uns zu sehen“, sagte sie, ihr auf die Schulter klopfend. „Ich habe mich oft nach Ihnen gefehnt.“

Bertha setzte ihren Fußschmel hin, Rudolph, Emilie und Franziska saßen und lachten und belustigten sich über ihren sonderbaren Anzug.

Frau Walling war eine herzengute Frau — aber ein schwache Mutter; sie machte sich über Mamsell Barner niemals selbst lustig, aber verbot es ihren Kindern auch nicht. Sie machte wol ab und zu eine mißbilligende Miene, oder sandte ihnen einen warnenden Blick; aber die jungen Leute waren einmal her im Hause; sie meinte, aus Liebe zu ihren Kindern, Andere doch ten, aus Schwachheit — die Meinungen sind immer getheilt.

Jungfer Barner sprach an diesem Abende weniger als gewöhnlich; es lag in ihren Augen wie Thränenhau; der Strickstrumpf bewegte sich schneller, eine Masche fiel nach der anderen herunter, aber sie sah es nicht, ihre Hände zitterten und ab und zu auch ihre Lippen.

Es war nur Eine, welche das Alles mehr fühlte als sah: das war Bertha. Sie las in den alten verblühten Zügen einen Kampf, obgleich sie selber jung war; aber das haben, Gott sei Dank, auch schon Viele vor ihr gethan.

Rudolph war diesen Abend unziemlicher als gewöhnlich und Mamsell Barner weniger geduldig. Der Becher war voll, nahe am Ueberlaufen.

„Wie hüßlich Sie heute Abend sind!“ künftete er so laut, daß die Andern darüber lachen konnten. „Eudwig Hastrup hat Recht, wenn er sagt, daß Sie für Ihr Alter merkwürdig hüßlich sind... Sie sind wol bald dreißig Jahre?“

Sie kämpfte lange... endlich antwortete sie: „Ich bin sechzig Jahre.“

Franziska betrachtete mit satyrischem Lächeln den kleinen runden Hut der Dame, den eine vergilbte Blume zierte.

„Nicht wahr, der Hut erscheint Ihnen zu klein für mein Alter, und Sie vermuthen, daß ich in demselben für jugendlich gelten will? Nein, liebes Kind, die Zeit liegt hinter mir; aber ich trage ihn schon viele Jahre, und er muß es sich öfters angepaßt lassen, um einen Rand kleiner zu werden, wenn die äußerliche Kante schlecht wird.“

„Sollten Sie wol glauben,“ begann nach einer Weile Rudolph wieder, „daß Eudwig Hastrup für Sie schwärmt, daß er... ja, ja Mamsell Barner, daß er Verse auf Sie macht?“

Emilie und Franziska lachten hinter dem Taschentuch; selbst Frau Walling sagte lächelnd:

„Na, Rudolph, höre endlich auf, Jungfer Barner zu necken; die Jungen sind schlimmer gegen die Alten; aber lieber Gott, wir sind ja auch einmal jung gewesen.“

„Ja,“ sagte Jungfer Barner seufzend, „daran dürfen wir uns erinnern!... eben so gut, wie die Jungen niemals vergessen sollten, daß sie auch einmal alt werden.“

Es ward stiller im Zimmer. Im Kamin glühte und flackerte die helle Flamme und leuchtete um so heller, je rascher der neblige Herbsttag sein Licht aufgeben mußte. Im Zimmer herrschte gemüthliche Wärme und über dem Feuer begann der Kessel hoffnungsvolle Töne auf einen gemüthlichen Thee zu entwickeln. Solche Dämmerungstunde am nimmeralten altmodischen Kamin ist in nordischen Landen die schönste und lieblichste des ganzen Tages, und es hätte auch hier sehr gemüthlich sein können, wenn nicht das Besenstück gefehlt hätte, das Herz; und doch saßen Jungfer Barner und Bertha im Kreise.

Und die Andern? Hatten sie kein Herz? Wo gibt es einen Menschen, in dessen Brust kein Herz schlägt? Es kann wol eine Zeit lang in Schlummer fallen, recht tief schlafen, so lange, daß man glauben sollte, es würde niemals wieder zum Leben erwachen; aber die Zeit kommt früher oder später, und dann wird es mit doppelter Stärke reden.

Die Brille ward abgenommen; es war zu dunkel zum Stricken. Man rückte näher an den Kamin; es ist so herrlich im Zwielicht sitzen und in das funkelnde Feuer zu starren; Gedanken folgen Gedanken; ist man jung, drängen sie zur Zukunft, sie träumen von Gold und Edelsteinen, von Eroberung und Heirath. Ist man alt, tauchen sie in das Grab der Vergangenheit, um sanftere oder bittere Thränen, Seufzer oder Lächeln zu holen. Gedanken haben eine gewaltige Flucht, welche selbst die Zeit nicht in Bande zu schlagen vermag; der Gedanke ist die Seele und jede Seele ist ein Athem des gesegneten Geistes Gottes, darum ist die Seele unsterblich!

„Sie versprochen mir neulich, uns das nächste Mal ein kleine Geschichte zu erzählen, Jungfer Barner. Jetzt ist es dunkel, das Feuer im Kamin verbreitet ein schwaches Licht. Das ist, wenn Sie Lust haben, der rechte Augenblick.“

Das war Bertha's Stimme, die so bat.

Jungfer Barner bedachte sich einen Augenblick und antwortete:

„Gern, mein Kind, wenn die Andern Lust haben, es zu hören.“

Alle antworteten einstimmig „Ja“ und Bertha nahm ein Fußbank und setzte sich zu der Erzählerin Füßen. Sie blickte in die alten Augen mit der ganzen Ansehuld einer reinen Seele und der naiven Erwartung eines warmen Herzens.

Rudolph steckte beide Hände in die Taschen, streckte die Füße von sich und legte den Rücken gemächlich an die Stuhllehne.

Frau Malling zog ihren Stuhl näher, faltete die Arme über Brust und schloß die Augen.

Emilie legte ihren Arm um Franziska und lehnte sich dicht an sie. Mamsell Barner zog ihre Schnupftabakdose heraus — wie sie glaubte unbemerkt — vergaß es wieder und seufzte; dann begann sie:

„Meine Erzählung ist keine Geschichte von Räubern oder Rauberei; es ist eine sehr einfache, aber wahre Geschichte.“

„Wie heißt sie?“ fragte Bertha.

„Ja, wie heißt sie?“ riefen die Anderen. Frau Malling fragte auch, aber nur mit einem halbblauen Schnarchen, was die Andern zum Lachen brachte.

„Sie heißt: 'Geschichte eines alten Mädchens',“ antwortete Jungfer Barner.

„Hoho!“ rief er, „sich wieder! Haben Sie uns denn gar nichts Anderes zu geben?“

Das war Rudolph, der sich so äußerte, aber Jungfer Barner schwieg. Es war dunkel, und das war gut; in diesem Augenblicke würde das Licht ihre Augen verwundet haben, wie seine Worte ihr Herz.

„Ich will gern von dem alten Mädchen hören,“ sagte Bertha wehmüthig, „vielleicht kann ich von ihr lernen, wie wir Andern sein sollen, wenn wir alt werden.“

Ihre Stimme bebte von unterdrückten Thränen, aber ihr Wort traf Alle ins Herz.

Selbst Rudolph ward still, er fühlte etwas, wie „Neue.“

„Erzählen Sie mir!“ sagte er halbblau.

Aber Mamsell Barner beugte sich über ihren Liebling, drückte einen Kuß auf ihre Wange und sagte:

„Du ein altes Mädchen? Nein, mein Kind, Gott wird Dich glücklich machen.“

Es wohnte hier in Kopenhagen vor vielen Jahren ein junges Mädchen; sie war nicht hübsch, aber ihrer Aeltern Augapfel; sie war die jüngste von fünf Kindern, von denen drei gestorben, ihr einziger, noch lebender Bruder war acht Jahre älter als sie.

Mit sechzehn Jahren schickten ihre Aeltern sie zu einem Onkel nach Jütland. Er war zweimal verheirathet gewesen, hatte jedesmal seine Einnahmen vergrößert und lebte von seinem Gelde.

Die Schwester ihrer Mutter war seine zweite Frau, und so nahe die Verwandtschaft, so groß war auch die Liebe, welche der gute Onkel seiner kleinen Nichte erwies; da er selbst keine Kinder hatte, so begünstigte er sie stets mit doppelter Zärtlichkeit, obgleich er gewöhnlich weniger sprach, als that.

Mathilde war sechzehn Jahr ... Das ist ein gesegnetes Alter. Sie liebte den Tanz, obgleich sie niemals auf einem Balle gewesen war; als der Onkel ihr eines Morgens erzählte, daß sie den zweiten Weihnachtsabend zum Thee und Tanz beim Gutsbesitzer R. eingeladen sei, war ihre Freude groß; Herr R. war ein Nachbar und hatte zwei Töchter und einen Sohn.

„Mathilde muß einen hübschen Ballanzug haben,“ sagte der Onkel und sah das Mädchen mit seinen guten, klaren Augen an.

Die Tante nickte zustimmend und Mathilde wäre gern bis an die Decke gesprungen, so glücklich machte sie schon der Gedanke an einen Ball.

Der Schnee flog ihr ins Gesicht, der Fuß glitt hier und da, während sie sich Peter Brase's Laden näherten, um das Zeug zu ihrem Ballanzug zu kaufen.

Wie unruhig ihr Herz schlug! Aber sie war auch erst sechzehn Jahr. Kaum fiel es ihr ein, daß ihr unruhiges Herz, das so heftig für einen Ball schlug, über kurz oder lang für ewig still stehen könne.

Das Zeug war gekauft und verpackt und sie waren wieder auf dem Heimwege; wie verschoben die Gedanken, welche der Tante ernste und Mathildens unruhige Seele belagerten!

Mamsell Barner schwieg eine Weile, seufzte tief und setzte dann ihre Erzählung fort:

„Die Tante stov es im Fußsack und dicken Mänteln, während Mathilde mit brennenden Wangen und funkelnden Augen neben ihr saß; sie sah nur den Ballsaal, obgleich der Abend dunkel und die Luft mit Schneeflocken erfüllt war, sie hörte nur die Musik, die brausenden Töne — aber es war der heulende Wind, der durch die blätterlosen Bäume fuhr; sie lauschte den angenehmen Worten: „Kann ich die Ehre haben?“ als der Kutscher ein und des Onkels bekannte Stimme sagte:

„Guten Abend!“

Wie gut Einem das thut, eine warme und gemüthliche Stube zu betreten, wenn man drei Meilen in solch einem Unwetter gefahren!

Der Thee stand auf dem Tische, die Messel prasselten in der Ofenröhre und die Köchin brachte eine Schüssel dampfender Kartoffeln mit Zwiebelsauce herein.

„Ach, wie herrlich doch das Familienleben ist!“ Mathilde hatte prächtige Verwandte, und ihre gegenseitige Liebe war groß.

Es sind fünfundsanzig Jahre vorübergezogen, seit sie in ihrer freundlichen Mitte saß, das ist eine lange Zeit in einem kurzen Menschenalter; die Aeltern liegen schon lange auf dem Friedhofe, und das Immergrün umrankt ihre stillen Gräber; aber unter der kalten Erde schlafen zwei treue und warmfühlende Herzen, deren Verlust tief gefühlt und entbehrt wird.

Ihre Aeltern sind auch an der geheimnißvollen Todtentrippe gestrandet; Gott sei mit ihnen in ihrer Zukunft!

Ihr Bruder ist auch todt; nur fünf Gräber besitzt das alte Mädchen noch aus jenem Familienleben, das einmal die Hoffnung und das Glück des jungen Mädchens war.

Sie schwieg und fiel in tiefe Gedanken; endlich fuhr sie fort: „Mathilde schlief manche Nacht vor dem Balle nicht; sie träumte ohne zu schlafen ... jetzt wacht sie oft ... doch ohne zu träumen.“

„Ist Kind,“ sagte ernsthaft die Tante, „Du hältst das nicht aus; Du wirst, aus Mangel an Schlaf und Nahrung, noch vor dem Balle krank. Ach, wie thöricht doch die Jugend ist!“

„Und das Alter auch,“ fügte der Onkel lächelnd hinzu.

„Glaube mir, mein Kind,“ sagte die Tante in ihrer ruhigen Weise, ohne auf die Anmerkung zu achten, „die Freude kommt der Erwartung nicht gleich, das wirst Du bald genug kennen lernen.“

Mathilde lächelte und dachte, „die Tante irrt sich,“ aber der Onkel klopfte ihre Wange und sagte:

„Die Täuschung kommt zeitig genug, mit der Erfahrung; das Mädchen hat das Ballfieber — das kennen wir schon; nicht wahr, Frau? Als du sechzehn und ich zwanzig Jahre alt waren ... ja, ja, ich weiß es noch sehr gut.“

Der Ballabend kam. Die Tante schmückte sie; der Onkel ging, seine Pfeife rauchend auf und nieder ... stand ab und zu still und betrachtete sie ... alte Erinnerungen tauchten auf ... er sah seine Frau an und sie ... gab den Blick zurück. Die Grautöpfe nickten einander zu, als wollten sie sagen: „Erinnerst Du Dich?“ Und er setzte seine Wanderung fort und summte eine alte Ballade.

Mathilde war fertig; der Spiegel hing hoch und sie war klein; der Onkel stellte sie auf den Tisch, damit sie sich ansehen könne; die Aeltern beleuchteten sie und sie ... sie war so seelenvergnügt! Sie lächelte die freundlichen Aeltern an, deren strahlende Augen jeder ihrer Bewegungen folgten.

Die Zeit schien ihr unendlich lang, bis der Schlitten kam. Der Kutscher war langsam und der Schlitten alt. Aber auch die längste Zeit nimmt ein Ende; der Schlitten hielt vor der Thür, der Mantel ward ungenommen und der Onkel küßte sie:

„Unterhalte Dich gut, mein Kind!“

Dann spannte er die Schlittendecke selbst über sie und rief: „Fahr zu Lars!“

Aber die Tante fügte hinzu: „Fahr vorsichtig, daß der Schlitten nicht umstürzt!“

Zu Mathilde sagte sie in ermahnenem Tone: „Erwarte nicht alle Tänze zu tanzen und denke daran, daß Du hier in der Gegend fremd bist, und ...“

„Kommst Zeit, kommst Rath,“ unterbrach sie der Mann mürrisch. „Fahr zu Lars!“

Und Lars ruckte an. Der Schlitten fuhr davon ... Kling, Klang, Kling, Klang machten die Räder, und die Peitsche knallte ... das war ein wahres Vergnügen.

Ich habe vielleicht zu lange bei Mathildens Vorbereitungen verweilt; aber ich that es nur, damit Sie bei dem Anblicke ihrer innerlichen Freude später ihren tiefen Schmerz verstehen könnten.

So trat sie, von einem halben Duzend Damen begleitet ins Vorzimmer. Hier wurde noch einmal die Toilette geordnet; Mathilde holte tief Athem; es war ihr, als müßte sie vor Angst und freudiger Erwartung ersaufen.

Sie trat zuletzt in den Ballsaal, und obgleich die anderen Damen viel schöner und eleganter wie sie gekleidet waren, glaubte sie doch Aller Blicke auf sie gerichtet zu sehen; aber wer hat nicht dasselbe geglaubt?

Die Musik begann; die Herrn beilieten sich, zu engagieren; die Damen schlugen verschämt die Augen nieder; einige warteten mit Sehnsucht auf ihre Cavaliere, die sich schon früher den ersten Tanz ausgebeten.

Mathilde sah Eine nach der Andern aus ihrer Mitte verschwinden; endlich saß sie nur noch allein; aber die Hoffnung hatte sie noch nicht verlassen.

Der Tanz hatte begonnen; sie starrte mit thränenden Augen vor sich nieder und ihr Herz klopfte, aber nicht mehr vor unbekannter Freude, nein, vor unbekanntem Schmerze; sie hatte noch nicht lächeln gelernt, wenn man traurig ist.

Wie die Andern tanzten! Wie heiter ihr Lachen klang; aber sie hörte und sah nichts; sie dachte nur: „Die Tante hat Recht!“

Der erste Tanz war vorüber und die Damen umringten sie wieder; Einige mit bedauerndem Blick, Andern um sie hören zu lassen, daß sie schon zum nächsten Tanze wieder engagirt seien.

„Dann wirst Du wol auch tanzen,“ dachte sie, sich tröstend; dasselbe dachte sie als der zweite und dritte Tanz vorüber war; aber noch immer saß sie geküßter — trauriger, auf demselben Platze.

Die Tochter des Hauses näherte sich ihr.

„Sie tanzen nicht?“ fragte sie verwundert.

„Es hat mich Niemand engagirt,“ antwortete sie leise.

„Ja, aber warum verbergen Sie sich auch in einer Ecke, wo Sie Niemand sehen kann? kemmen Sie und folgen Sie mir, so werden Sie schon sehen, daß es geht!“

Mathilde folgte ihr bis in die Mitte des Saales; verschämt nahm sie in der Reihe Platz, sie betrachtete ängstlich die anderen Damen, Einige waren hübsch, Andere mehr als häßlich und doch hatten sie eben so gut getanzt, wie die Ersteren; warum war sie allein übergangen? Sie war weder hübsch noch häßlich, sondern wie die meisten Leute. Ihr Anzug war netter und sie war in Kopenhagen geboren und erzogen. Hier und da sah sie ein dickes schwarzvolles Kleid im wirbelnden Tanze vorüber fahren, während sie in ihrem hübschen weißen Kleide, unausgefordert, übrig geblieben, unter den älteren Damen saß.

Es kam ein unbeschreibliches Gefühl von Kummer und schweren Ahnungen über sie; sie fühlte sich einsam, verlassen und unglücklich, denn Hoffnung und Erwartung waren getäuscht. Es war Etwas, das ihr zuflüsterte: „So wird es Dir durch's ganze Leben gehen; Du wirst niemals geliebt, nie verstanden werden.“

Der vierte Tanz hatte begonnen, die Hoffnung war verschwunden, als eine schwache weibliche Stimme sie aus ihren kummervollen Gedanken erweckte.

„Kann ich die Ehre haben?“

Sie sah auf; es war ein halb erwachsener Knabe, dem man den Namen „Fabrikknabe“ gegeben, weil sein Vater eine Fabrik besaß.

Er war klein und dick, mit hellem, fast weißem Haar; seine Augen waren seelenlos, man gestand zu, daß er geisteschwach sei; aber gut war er, und sie nahm seinen ausgefreckten Arm an.

Sie tanzten, von dem rohen Gelächter der Andern verfolgt, mehrere Male herum; sie hat aufzuhören denn sie war sehr müde, obgleich die Füße noch jung; aber das Lachen lag schwer auf ihrer Brust.

„Wenn Sie sitzen bleiben, will ich schon wiederkommen und mit Ihnen tanzen,“ sagte der, „alberne Knabe“, wie sie ihn nannten, und nickte Mathilde freundlich zu.

Es kam ihr vor, als zuckte ein Blitz von Seele und Gefühl aus seinen toden Augen.

„Ihn nennt man verrückt,“ sagte sie wehmüthig. „Vielleicht deshalb, weil er Herz besitzt.“

Der Gedanke flog nach Kopenhagen, in ihre Heimat. Es war am Abend vor ihrer Abreise nach Jütland und sie war bei ihren Aeltern. Ihr Bruder, ein Jurist, hatte einen Freund mit Namen Wagner eingeführt; er war hübsch und lebenswürdig, spielte Klavier — was zu der Zeit selten war — und sang reizende Lieder, mit einer Stimme, die Mathildens zu Herzen ging.

Er war aufmerksam gegen sie, und sie war erst sechzehn Jahre. Ihre Gedanken weilten seit jenem Abende oft bei ihm; nur zu oft. Bei ihrer Arbeit schauten ihre Augen weit hinaus, nach Kopenhagen, hinüber wo er war.

Heut Abend nun dachte sie mehr als gewöhnlich an ihn; sie wünschte Jütland zu verlassen um dabeim zu sein, seiner schönen Stimme zu lauschen und einen verstobenen Blick in seine glänzenden Augen zu werfen. Sie fühlte zum ersten Male, daß er ihr theuer war — sie rief sich wieder und immer wieder seine kleine Aufmerksamkeit zurück, die ihrem unerfahrenen Blicke sehr groß erschienen; sie dachte und dachte bis der Ball und seine Kränkungen verschwanden und sie zum ersten Male träumte — aus Liebe!

Plötzlich ward sie durch Fräulein R., die Tochter des Hauses, welche sich zu ihr setzte, aus ihren Träumen geweckt.

„Kümmern Sie sich nicht darum, daß die Andern lachen,“ sagte sie freundlich, „sie sind ungebildet und hassen uns, die wir unsere Erziehung in Kopenhagen erhalten haben. Was die Herren

betrifft, so mangelt ihnen der Muth, eine Dame wie Sie zu engagieren; sie fühlen sich in ihrer Bildung tief unter Ihnen stehend und das ist der Grund, daß Sie sitzen geblieben sind.“

Sie war gut und wollte das arme Mädchen trösten — das fühlte Mathilde; aber sie fühlte auch gleichzeitig, daß sie nicht die Wahrheit gesprochen. Sie brückte ihr die Hand, antwortete aber nichts.

„Sehen Sie doch den possierlichen Burschen, der zu uns herein hüpfte,“ sagte Fräulein R.

„Wer ist das?“ fragte Mathilde, über die fremde Figur lächelnd.

Das ist der Schullehrer des benachbarten Dorfes. Sehen Sie nur die Schühriemen, den nackten Hals und die kurze Weste! Er sieht prächtig aus.“

Die besprochene Person kam näher und näher; sein Gang war unsicher und wankend.

„Er ist berauscht,“ flüsterte Mathilde unruhig, „er taumelt!“

„Ja, bald zur Rechten, bald zur Linken, gerade wie eine Waghale ... aber da ist er!“

„Guten Abend! Guten Abend! meine Damen! Ich habe Ihren Onkel seit vielen Jahren gekannt, liebe Mamsell.“ Das sagte er zu Mathilde.

„Wie, wenn wir einen kleinen 'Schwing Dich um', zusammen veruchten? Hei, ho, wie das gehen soll! Ich bin gerade in bester Laune, obgleich meine Frau brummt, daß ich nicht jeden Tanz mit ihr tanze; aber ich habe nun mit ihr seit zwanzig Jahren tanzen müssen. Kommen Sie nur, kleine Mamsell; nur nicht bange; es soll Ihnen nichts geschehen, ja, meiner Seele, so soll es sein!“

Mathilde warf auf Fräulein R. einen flehenden Blick; aber diese schüttelte verneinend den Kopf und flüsterte: „Sie dürfen nicht nein sagen.“

Kaum hatte sie das letzte Wort ausgesprochen, als ihr Bruder eilend herankam und halb laut sagte:

„Eben kommt der Baron mit Familie ... sie haben ihren Gast mitgebracht ... Du kennst ihn ja von Kopenhagen her! Aber sieh, da ist er!“

Es kam ihm ein großer schlanker Mann entgegen. Mathilde hätte fast einen Schrei vor Ueberraschung ausgestoßen; sie kannte ihn so gut, so gut ... Das glaubte sie, denn sie liebte ihn; ihre Freude, ihn so unerwartet zu sehen, war tief und innerlich, besonders an diesem Abende, wo sie sich so allein und verlassen fühlte.

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen; aber der Küster ergriff sie, er bagegen sah sie nicht; er hatte nur Augen für Eine. Schon ruhte Fräulein R.'s Arm in dem seinigen, er drückte einen Kuß auf ihre Hand, und sich entfernend fielen seine Augen auf Mathilde, die bleich und zitternd, mit kummervollem Herzen, die Augen von Thränen geblendet, zur Seite stand. Der Küster hielt noch ihre Hand; sie sah nur Cinen — und das war Wagner — sie hatte nur ein Gefühl: ihren Schmerz.

Wagner stuzte; es schien ihm, als kenne er sie und doch — das war nicht möglich; aber sie — sie fing seinen Blick auf; die Hoffnung berührte von neuem ihr Herz, sie nickte freundlich, als wollte sie sagen: „Ja, ich bin es!“ Und er — er sah sie an, dann den Küster, der ihre Hand noch hielt — und die Füße nach der Musik bewegte. Er betrachtete sie Beide und ein Lächeln glitt über seine Lippen — dieselben Lippen, die einst durch süßes Flüstern ihr Herz klopfen, ihre Wange vor Freude und Hoffnung erröthen gemacht, ja, dieselben Lippen, die nur zwei Monate früher die erste Rose ihres jugendlichen Herzens keimen ließen und deren Lächeln nun dieselbe Rose vernichtete, die erste und letzte, die in ihrer Brust geduftet.

Doch, das haben Viele vor ihm gethan und werden es noch thun! Gott vergebe ihnen! sie gab ihm das Einzige, was sie noch besaß, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft, ihre Thränen und ihre Vergebung.“

Mamsell Barner hielt inne und Bertha fühlte heiße Thränen auf ihrer Hand; sie klickte auf, das Feuer im Kamin war ausgegangen, sie sah nichts.

Alle schwiegen; Frau Malling schlief den tiefen, gesunden Schlaf einer Gerechten und Mamsell Barner sprach leise weiter: „Das ist lange, sehr lange her,“ sagte sie gedankenvoll, wie zu sich selber, „aber der Abend neigt sich seinem Ende zu und meine Erzählung noch lange nicht.“

Candidat Wagner machte Mathilde eine kalte, aber höfliche Verbeugung und verschwand mit seiner Dame. Und sie — sie stand noch mit dem Schullehrer.

Sie wollte sich entschuldigen, daß sie krank sei und das Tanzen nicht vertragen könne; aber ehe sie noch ein Wort gefunden, ergriff er ihren Arm, und ging, bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße hüpfend, so gut er es eben konnte davon und rief laut und lauter:

„Hoi! hop! Nun soll es lustig gehen!“

Das Blut strömte ihr zum Kopfe; die zurückgehaltenen Thränen drohten sie zu erstickeln; Aller Augen schienen sie mit Hohn und Spott zu betrachten. Sie zitterte vor Schmerz und Verzweiflung, starrte ohne Bewußtsein umher und folgte willenlos ihrem Cavalier!

Nachdem er sie mehr zur Françoise geschleppt als geführt, sah sie sich mit Entsetzen Fräulein R. und Candidat Wagner gegenüber.

Sie wäre gern gestüchelt, aber es war zu spät. Wagner sah sie an, lächelte und flüsterte mit seiner Dame.

„O! daß ich todt wäre,“ seufzte Mathilde und starrte den Fußboden an.

Plötzlich wurden ihre Gedanken durch den Küster unterbrochen, der ohne Umstände ihr Kinn ergriff und laut genug, daß alle Umstehenden es hören konnten, rief:

„Passen Sie auf, mein Engel! Nun fängt es an!“

Ein ganzer Chor von Gelächter brauste in ihre Ohren — ihre Thränen lösten sich, sie schluchzte wie ein Kind, sie hatte die Herrschaft über ihr sechzehnjähriges Herz verloren.

Sie fühlte eine freundliche Hand die ihrige ergreifen (und Fräulein R. zum Küster fragte:

„Ich sehe, daß das Fräulein krank ist; Sie müssen sie entschuldigen.“

Als sie das Vorzimmer erreichte, warf sich Mathilde ins Sopha und barg ihr Gesicht in beide Hände.

„So, nun ruhen Sie sich aus nach dem Kummer; trodnen Sie Ihre Thränen und glauben Sie mir, daß Sie nicht die Erste sind, die das Unglück gehabt, mit dem Küster zu tanzen. Wir kennen ihn Alle; das Gelächter galt ihm — ihm ganz allein. Sie hätten mitlachen sollen, das wäre das Klügste gewesen!“

Ein leises Klopfen an der Thüre unterbrach sie; sie öffnete und Wagner's wohlbekannte Stimme fragte:

„Kommen Sie bald, Fräulein! Die erste Tour ist schon vorbei.“

„Ich komme jetzt,“ antwortete sie und kehrte zu Mathilde zurück.

„Wenn die Françoise beendet ist, hole ich Sie zum Walzer, den mein Bruder sich von Ihnen ausbittet.“  
 Sie verschwand und Mathilde wiederholte langsam:  
 „Sie hätten mitlachen sollen!“  
 Sie hätte lachen sollen... sie? Und sie schluchzte und rang ihre Hände.  
 „Er! Er auch! —“  
 Wenn sie hätte schreien können, das würde ihr gut gethan haben; ihr Herz verlangte nach Luft, aber sie schwieg und begrub ihren Gram in ihrer Brust.

Die Musik löste sie hierin; aber mit wie ganz anderen Gefühlen lauschte sie jetzt diesen Klängen.

Wie hatte sie sich zu diesem Valle, dem „ersten“ und „letzten“ ihres Lebens, gefreut — welche glänzenden Erwartungen — welche traurige Täuschung! Sie tanzte seit jenem Abende niemals mehr. Als die anderen Damen den Tanzsaal verließen, um ihre Toilette zu ordnen, sah Mathilde schon in dem alten Schlitzen, der sie schnell ihrer Heimat zuführte.

Aber am andern Morgen, als sie die Wohnstube der beiden Alten, die sie mit Sehnsucht und Neugierde erwarteten, betrat, war ihre Wange bleich und ihre Augen von einem dunklen Rande umgeben. Das Lächeln, welches mit der Sonne aufstand und nicht verschwand, bis der Schlaf ihre Augen geschlossen, hatte jetzt einem Tiefsinn Platz gemacht, der sie nie mehr verließ, und — doch war das Ganze nur ein Ball; aber ein Ball, der den Grundstein zu der Einsamkeit ihres ganzen Lebens gelegt hatte.

Es ist kalt hier! Legt ein wenig in den Kamin, Kinder! Wenn man alt ist, rollt das Blut nicht mehr so leicht durch die Adern wie in der Jugend; ja, das ist lange, lange her!“

Das Letzte sprach sie flüsternd; aber Rudolph sprang auf und legte Holz zum Feuer. Es flammte bald auf und verbreitete einen starken Schein im Zimmer.

Als er sich wieder gesetzt, fuhr die Erzählerin fort:  
 „Ja, nun ist meine Geschichte bald zu Ende. Denn so, wie auf dem Valle, erging es Mathilden ihr ganzes Leben hindurch.“

Als der Frühling kam, kehrte sie in ihre Heimat zurück; aber, diese war ihr nicht mehr, was sie ihr früher gewesen, ob schon Alles unverändert geblieben, wie sie es verlassen; eins aber fehlte und das war ihr fröhlicher Sinn... den hatte sie auf dem Valle zurückgelassen.

Tage gingen vorüber und Jahre schwanben; aber — sie war immer einsam; niemals mehr begegnete sie einem liebevollen Blick... nie mehr einem Worte, das ihr Herz schlugen, ihre Wangen, vor Entzücken und Seligkeit erröthen machte... und kein Händedruck rief jemals mehr Hoffnung und stille Wehmuth in ihre Seele zurück. Niemand verstand sie und ihre Liebe, Niemand liebte sie. Sie war zum Leben erschaffen, aber nicht um geliebt zu werden, und doch ist das Leben ohne Liebe ein Tag ohne Sonne... ein einziger Sonnenstrahl ist genug, um erfrorene Wellen zu schmelzen; aber kein Strahl, kein Funken von Liebe traf ihr erfrorenes Herz; es war ebe und kalt, wie ein sternloser Wintertag und in ihrer Brust lebte nur noch eine armenliche Erinnerung getäuschter Hoffnung, die ihr Thränen und Schmerzen gebracht, die wie eine Sternschnuppe geboren und wie diese dahingestorben war.

Jahr um Jahr ging vorüber; sie blieb einsam in der großen reichen Welt, und doch lebte die erfrorene und wiedergeborene Hoffnung noch in ihrer Brust. Da erwachte sie eines Morgens im Monate Juni: es war ihr vierzigjähriger Geburtstag... sie fühlte ihre Einsamkeit niemals mehr als an diesem Morgen; sie faltete ihre Hände und seufzte.

Da war Keiner, der ihr einen liebevollen Gedanken schenkte, oder dem Himmel für ihre Geburt dankte... Niemand, der bei ihrem Tode weinen würde.

„Ich will zu meinen Gräbern gehen,“ dachte sie und nahm ihren Hut.

Sie stand vor dem Spiegel, die Sonne warf einen hellen Schimmer über ihre Züge; sie starre und starre... sie stieß einen Schrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen.

So stand sie eine Weile, kämpfend mit dem tiefsten Schmerz; aber das war der letzte; der Winter Schnee hatte ihr Haar gebleicht.

Als sie von den Gräbern der Jüngern zurückkehrte, hatte sie den Kampf durchgekämpft. Sie stand wieder einen Augenblick vor dem Spiegel; sie seufzte und eine Thräne perlte in ihren Augen... das war die Thräne der Enttäuschung.

„Es ist Alles vorbei!“ flüsterte sie. „Lebe wohl, Jugend, lebe wohl! die Hoffnung ist erloschen... und für ewig... die Nacht ist dunkel... und der Winter ist gekommen.“

Und sie faltete ihre Hände und betete ein leises Vaterunser... der Sturm legte sich, und obschon Gram im Herzen, kam Frieden in ihre Seele.

Denn der, welcher niemals geliebt, niemals von dem warmen Strahle der Liebe berührt worden, hat wie der Blinde geliebt, dessen Auge dem Lichte verschlossen... er hat wie die Larve geliebt, ehe ihre Flügel sich zur Flucht entfalten, ehe die Liebe die Sonne unseres Herzens geworden ist.“

Sie schwieg und athmete tief.

Bertha verbergte ihren Kopf in ihrem Schooße und weinte leise, und dort in der Ecke, wo Franziska und Emilie verborgen saßen, hörte man ein gedämpftes Schluchzen!

Rudolph sah ganz still; das übermüthige Lächeln war verschwunden und kehrte niemals wieder, wenn Mansell Warner seines Vaters Haus als Gast betrat.

Denn sein Herz war zum Leben erwacht... es schlug so leise, so leise; aber die Saat sproßte und trieb Blumen und Frucht.

„Und jetzt ist meine kleine Geschichte zu Ende,“ sagte Mansell Warner.

Das alte Mädchen lebt noch; aber ihre einfache Lebensgeschichte wird bald beendet sein — sie eilt dem Grabe zu. Die Erzählung ist einfach, wie sie selbst; aber sie wird vielleicht weniger Lachen und Hohn hervorrufen, als es ihr Loos im Leben gewesen ist.

Land steigt empor, wo ebened nur die Woge rollte, und hinwieder ist Wasser da, wo einst Menschen wandelten. Durch die Vulkane gibt es donnernd Kunde von sich und wirft seine Wellen, die Erdbeben, welche oft, wie die von Simoda in Japan durch den stillen Ocean nach San Francisco und San Diego in Californien wandernde Erdbewegung, eine Geschwindigkeit von 6 Seemeilen in der Minute und eine Breite von 217 Meilen haben.

Auch in diesem Jahre kam eine Voischhaft zu uns aus jenen — ich möchte sagen, glühenden Finsternissen.

Im ägäischen Meere liegt, 3 1/2 Quadratmeilen groß, von 12,000 Seelen bewohnt, die griechische Insel Santorin. Dieselbe bildet einen Halbmond, d. h. sie für sich allein macht die ganze östliche, nördliche und südliche Partie eines Gürtels aus, während die bedeutend kleineren Inseln Therasia und Aspronisi denselben im Westen ergänzen. Im Mittelpunkte dieses durch die Inseln gebildeten Kreises gruppieren sich die drei Kammern (vulkanische Inseln): Paläa, Mithra, Néa. Letztere ist mit allen vulkanischen Erscheinungen erst 1707 dem Meereschooße entstieg; an ihrem südlichsten Ende befindet sich der Hafen Volcano und das gleichbenannte Dorf, das beinahe nur aus reizenden Villen besteht, denn die reichen Kaufherren von Santorin genießen hier Seebad und Sommerfrische.

Am 28. Januar dieses Jahres verspürte man auf Santorin leichte Erdrerschütterungen, die sich am nächsten und nächstfolgenden Tage wiederholten und auch auf Néa-Kamméni wahrnehmen ließen. Am Abende des 30. gewann das Meer im Umkreise dieser Insel ein milchiges Aussehen, die unruhigen Wellen begannen wie in einem Kessel zu kochen und entließen Schwefeldämpfe, denen in der Nacht vom 30. zwölf Fuß hohe rothe Flammen folgten. Bald darauf wurde unter donnerähnlichem Getöse die zuckende Insel Néa-Kamméni von gewaltigen Rissen durchfurcht, denen Wolken von Dämpfen und brennenden Gasen entstiegen; da aber, wo die Flammen emporgeleodet hatten, im Wasser, wurde am Morgen des 11. Februar eine beträchtliche Erhebung des Meeresgrundes bemerkt, und was Anfangs nur eine unterseeische Klippe war, wuchs am Abend — geräuschlos sich gestaltend — zu einer Insel empor, welche ungefähr 75 Fuß hoch die Wogen überragte, 50 Meter lang und 10 bis 12 Meter breit war. Man gab ihr den Namen König-Georgsinsel, sie aber dehnte sich und wuchs mehr und mehr, bis sie wenige Tage später den Hafen von Volcano ausgefüllt und — derartig mit Néa-Kamméni verbunden — sich in ein Vorgebirge verwandelt hatte. Schweigend war es emporgetaucht wie ein schwarzes Ungeheum aus dem Wellengebrodel, aber dann öffneten sich zahlreiche Krater; Lavaströme zischten hernieder, Feuergerben, glühende Steine und leuchtende Dämpfe wetterten gegen Himmel und entsamten das Meer. Was von den Häusern Volcano's die meerentliegenden Massen nicht erdrückt, die Wogen nicht verschlungen hatten (denn ein Theil der Insel hatte sich gesenkt), wurde von den schrecklichen Geschossen verwüstet. Und aus diesem Aufbruch aller Elemente rangen sich zwei neue Inseln empor, neue flammende, donnernde Vulkane. Auch sie dehnten, vergrößerten und vereinigten sich allmählig mit Néa-Kamméni, worauf die Eruption schwächer zu werden und die Natur sich zu beruhigen begann.

Doch auch am Himmel ward uns in diesem Jahre eine Ueber- raschung zu Theil.

Im Monat Mai erschien plötzlich ein glänzender Stern an einer Stelle des Himmels, wo bisher kein Stern von solchem Glanze gekannt war. Als er zuerst die Aufmerksamkeit der Astronomen erregte, zeigte er die Leuchtkraft eines Sternes zweiter Größe, allein sein Glanz verminderte sich mit rapider Schnelligkeit, so zwar, daß er wenig mehr als eine Woche später nur noch dem bewaffneten Auge sichtbar war. Diese rasche Abnahme seiner Größe macht ihn merkwürdig, denn von all den Sternen, welche während zweier Jahrtausende plötzlich austraten und wieder verschwanden, waren die meisten mehrere Monate lang und die kürzselbigen wenigstens drei Wochen hindurch sichtbar. Nachdem der Ort des Sternes genau ermittelt worden, fragte es sich, ob darselbst jemals irgend ein Stern existirt habe. Glücklicherweise führen die Herren Astronomen eine strenge Buchführung und so fand sich denn bald, daß allerdings ein Stern genau dieser Stelle eingenommen habe, aber ein ganz kleiner Stern, ein Stern neunter Größe, d. h. mit einem Aehel etwa der Helligkeit, welche ein Stern besitzen muß, um dem bloßen Auge sichtbar zu sein. Da nicht der geringste Zweifel blieb, daß dieser und der sogenannte neue ein und derselbe Stern waren, konnte das Phänomen also nicht die Geburt eines neuen Gestirns, sondern nur das Entleeren eines vorhandenen, ziemlich dunkeln zu größerer Helligkeit sein. Die zweite Frage war jedoch die nach der Ursache dieses Entleerens. Hier seierte die Spectral-Analyse ihren Triumph. Da wir eine allgemeine Bekanntschaft mit diesem hochwichtigen, durch Deutsche entdeckten Hilfsmittel der modernen Chemie voraussetzen (s. auch Bazar 1865, Seite 344), wollen wir nur das Resultat der Analyse anführen, das man erlangte, nachdem man die Lichtstrahlen des Gestirns im Teleskop gesammelt und durch ein Prisma geleitet hatte. Es ergab sich nämlich, daß der Stern zur Zeit seines größten Glanzes eine Art ungeheure glühende Sonne und von einer Atmosphäre von Wasserstoffgas umgeben war, welche sich im Zustande lebhafter Verbrennung befand. Ein Körper kann nicht leuchten, ohne stark erhitzt zu sein, Wärme aber ist nichts weiter, als eine gewisse Erscheinungsart der Bewegung, eine Bewegung der Molecüle oder Atome. Wir alle wissen, daß Wärme durch Reibung erzeugt wird; der Schmied macht eine Eisenstange durch einige wohlgezielte Hammerschläge rothglühend, der Meteorstein, der unsere Atmosphäre durchdringt, kommt in Folge seiner Reibung mit der Luft glühendheiß zur Erde, kurz, wenn die Bewegung eines Körpers gehemmt oder aufgehoben wird, so verwandelt sich die Bewegung der Masse in eine Bewegung der Atome oder Molecüle, aus welchen die Masse zusammengesetzt ist, und diese Molecülarbewegung ist Wärme. Würde die Erde in ihrer Bewegung plötzlich aufgehalten, so würde sie einen viel höheren Grad von Hitze erreichen, als nöthig ist, um Eisen zu schmelzen. Diesen Sätzen zufolge kommen wir zu dem Schlusse, daß die Entzündung jenes Sternes die Wirkung irgend eines gewaltigen Zusammenstoßes mit einem anderen Körper oder Körpern gewesen sein müsse. Was das für ein Körper war, ob irgend ein unbekanntes Gestirn, das in jenen fernen Himmeln schweifte, oder wenn der Stern als Sonne von Planeten umkreist wurde, diese Planeten durch irgend eine Revolution im System, kann freilich nicht erforscht werden.

Selbstverständlich muß die Eruption dieses Sternes vor vielen, vielen Jahren stattgefunden haben, denn da wir die Gegenstände nur vermöge des Lichts, das sie ausstrahlen, sehen, das Licht des allernächsten Fixsterns aber trotz der Geschwindigkeit, womit es 183,000 engl. Meilen in der Secunde durchläuft, volle drei Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, der bewußte Stern aber keineswegs einer der uns nächstbefindlichen ist, kann aller Wahrscheinlichkeit nach ein Jahrhundert verflossen sein, ehe die leuchtende Voischhaft von dem Ereigniß unsere Astronomen erreichte. Wann immer jedoch in jener noch ungemessenen Ferne

das Ereigniß vor sich ging, es traf dort so plößlich ein, wie es uns plößlich im Teleskop erschien.

Und das gibt uns zu denken, die wir wol an ein Ende unserer Erde, aber an ein lange und langsam vorbereitetes, allmähliges Ende glauben, weil auch die Schöpfung stufenweise vor sich ging. Binnen weniger Stunden, wenn nicht augenblicklich würde jener Stern, jene entlegene Sonne in einem Grabe erhitzt, von von wir uns keine Vorstellung machen können, und wenn diese fluchgetroffene Gestirn der Mittelpunkt eines Weltenystems gewesen ist, war die Vernichtung dieser das Werk eines Augenblicks. Und unsere Sonne ist nur ein kleiner Stern im Universum. Und zwar erscheint es, als müßte dieses Sonnensystem unvergänglich und unzerstörbar sein, aber in Wahrheit bedarf es weniger Stunden daselbe zu vernichten. Wie Mancher wol blickte in jener Maienacht gedankenlos zum Himmel und sah einen kleinen Stern aufleuchten — es war ein Weltenbrand, fürchtbar zu denken, um so fürchtbarer, als er an die Prophezeiung erinnert: „Die Erde und Alles, was darauf ist, soll in Flammen aufgehen.“

[1693]

**Die Quellen des Glücks.**

Das Athmen ist Grundbedingung und Offenbarung des thierischen Lebens, der Athem der Seele aber ist der Wunsch nach Glück. Der gebildete Weise, wie der Wilde Afrikas verlangen, glücklich zu sein; dieser Wunsch ist es, mag er als beschwingter Gedanke Ueberfluthungen anstreben oder als rohester Naturlaut nur das Irdische begehren, in dem sich Alle begehen; er ist die Sehnsucht der Menschheit, und, ach, die Weisten sagen, ewig erfüllte Sehnsucht. „Wer ist denn glücklich?“ seufzt wie die Prinzessin in Goethe's Tasso Hoch und Niedrig, Reich und Arm. Wunderbar! was Alle begehren, sollte fast Keiner erhalten? Der Allmächtige hätte uns nur zu Tantalusqualen geschaffen? wir Alle wären wenig mehr, als Sisyphus, der unablässig seine Last zum Gipfel wälzt, wo sie unaufhaltsam ihm wieder hinabrollt? Nein, diese allgemeine, unaussprechliche, ewige Sehnsucht nach Glück ist vielmehr der letzte Hauch aus dem verlorenen Paradiese, ist Zeugniß: Glückseligkeit war die Absicht des Schöpfers, Glückseligkeit ist die Bestimmung des Menschen. Doch in unserer Hoff- und Unklarheit vernechten wir gewöhnlich einen der vielen Wege (oft nur Zweigstrahlen) mit dem Ziele selbst, oder aber einen der zahllosen Nebenbäche mit den Urquellen. Weil Reichthum z. B. die Möglichkeit des Behagens und der Sorglosigkeit in sich schließt, nennen wir den Reichthum Glück. Als ob derselbe den Wunsch nach größerem Reichthum ausschloße! Wahre Glückseligkeit aber ist vollkommene Erfüllung und Befriedigung, ein Zustand, der nur dann eintritt, wenn Wunsch und Fähigkeit sich decken und durch harmonisches Zusammengehen Wirklichkeit wurden. Das also ist es, warum bei allem Durste und all der Jagd nach Glück so Wenige sich glücklich fühlen: sie überschätzen entweder die Tragweite ihres Wunsches oder ihrer Fähigkeit. „Bist du glücklich, wenn du dein Glück gemacht? das ist wol zu unterscheiden,“ mahnt Börne, und was den zweiten Punkt anbelangt, so galt schon im Alterthum:

„Wer das kann, was er will, ist ein glücksel'ger Mann, Doch weiß und groß ist der, der das will, was er kann.“

Und laßt Einem — wie man sich ausdrückt — das Glück im Schlafe kommen, laßt Einem ohne eigenes Zutun durch Zufälle erreichen, was ihm als das Glück erschien, so fehlt ihm immer dann der wichtige Factor zu jener vollkommenen Befriedigung und Zufriedenheit, das Bewußtsein seines Verdienstes dieser Gnadensülle. Das ist mit dem Aussprache des Dichters gemeint: „Glücklich unter den Sterblichen mag ich den Menschen nur nennen, der das errungene Glück niemals dem Glücke verdankt.“

Selbsterkenntniß ist der Messstab zu den Quellen des Glücks, denn Selbsterkenntniß bringt das weise Maß und holde Bescheiden mit sich. Wer sie besitzt, wird nicht mehr vom Glücke träumen, sondern es sich schaffen, indem er seine Wünsche mit seinen Fähigkeiten in Einklang bringt, und wenn das Schicksal ihm nicht den vollen goldenen Becher reicht, wird er sich lächelnd zu einer von den Quellen niederbeugen, die — Dank dem Schöpfer — nicht in geheimnißvollen Thalen, sondern vor Aller Augen und für Jedem fließen: Religiosität und Arbeit, Natur- und Menschenliebe.

[1690]

**Ein Winkel von Versailles.**

Welcher Fremde, der Paris besucht, machte nicht einen Ausflug nach dem stillen, verödeten Versailles, sei es um das Schloss kennen zu lernen, welches in der Geschichte des königlichen Frankreichs eine so hervorragende Rolle spielt; sei es, um die unermeßlichen Schätze an Gemälden in den endlosen Gallerien zu bewundern, oder den gestuhten Garten LeNötre's, die großartigen Wasserfälle, die grünen Plätze zu sehen, aus deren Hainen und Gebüschen die Geheimnisse der Hofzeit der beiden Ludwige flüstern?

Weit ab von dem längst verödeten Schlosse, nach einer langen Ferwanderung durch den jetzt vernachlässigten Park mit seinen beschneiten Heden und Bäumen, stößt man auf zwei kleine Lustschlößer im reichsten Renaissancegeschmack. Das eine davon ist Groß-Trianon, welches Ludwig XIV. für Frau von Maintenon erbaute, an derselben Stelle, wo das alte Dorf Triarum stand, dessen Cristenz man bis ins zehnte Jahrhundert verfolgen kann.

Das andere dieser Lustschlößer ist Klein-Trianon, welches Ludwig XV. erbaute. Es entstand allmählig und ist daher unregelmäßig im Styl. Das Hauptgebäude bildet ein zwei Stockwerke hoher Pavillon mit ionischen Säulen und Pilastern. Der alte König hatte in seinen letzten Jahren diesen kleinen Winkel seines großen Versailles lieb gewonnen; hier war ihm Alles recht und nach Bequemlichkeit gewesen. Er hatte einen botanischen Garten angelegt, durch dessen tausend Wohlgerüche und tausend Farben der fremden Flora er langsamen Schrittes in den Morgenstunden zu promeniren, und, fast schon nicht mehr beachtet von Frankreich, zu herbarisiren pflegte. Nach dem Tode Ludwig's XV. wurde Klein-Trianon der Lieblingsaufenthalt der Königin Marie Antoinette, welche den Garten ganz nach ihrem Geschmacke anlegte, eine wahre Idylle daraus machte, in der ein Schäferroman Gezner's abspielen konnte und auch abgepielt hat. Noch sieht man deutlich die Schöpfungen der unglücklichen Königin, den kleinen See, die Meierei, das Müllerbächlein, von dem noch einzelne Scheunen übrig sind. Als die Zauberei dieser Idylle unter der Guillotine geendet, machte man aus Klein-Trianon ein öffentliches Speisehaus. Napoleon schenkte es dann

seiner Schwester und darauf seiner zweiten Gemahlin, der Nichte Maria Antoinettens, der „Desterreicherin“; sie hatte hier im Jahre 1814 die erste Zusammenkunft mit ihrem Vater, Franz I. von Oesterreich, der mit den anderen Allirten ihren Gatten bezwang und besiegte und verbannt hatte. Hier wohnte später die Herzogin von Verri, unter der Kaiserinregierung Helene von Oesterreich — jetzt wohnt seit Jahren schon Niemand mehr daselbst; die gleich Versailles sind auch Groß- und Klein-Trianon verlassen und die kaiserlichen Hofgeschichten sind nach anderen Schlössern, nach Compiègne, nach Biarritz, nach Fontainebleau übersiedelt.

Aber bei welcher Erinnerung verweilte die Phantasie lieber, als bei der Marie Antoinettens, der wahren Seele dieses Eden im Winkel des Versailles Paradieses? Mahnt nicht Alles an sie, die hier um sich herum „nur Blumen, Wiesen und Zypressen“ haben wollte? Welch einen theuren Aufenthalt für ihr Herz und ihre Sinne bildete Trianon, wo heute noch ihr Geist zu irren scheint, und, trotz der Undankbarkeit der menschlichen Dinge, das Schweigen des Echo, die Stille der Natur, Alles einer leergewordenen Theaterscene gleicht; wo der Schritt der Neugierigen zögert, da er vielleicht in die Fußstapfen der Königin treten könnte!

An einem Tage des Jahres 1774, als der König Ludwig XVI. einmal galant sein wollte, sagte er zu seiner zwanzigjährigen, in der Blüthe ihrer Schönheit stehenden Gemahlin:

„Sie lieben Blumen? Nun, ich habe ein Bouquet für Sie: Klein-Trianon!“

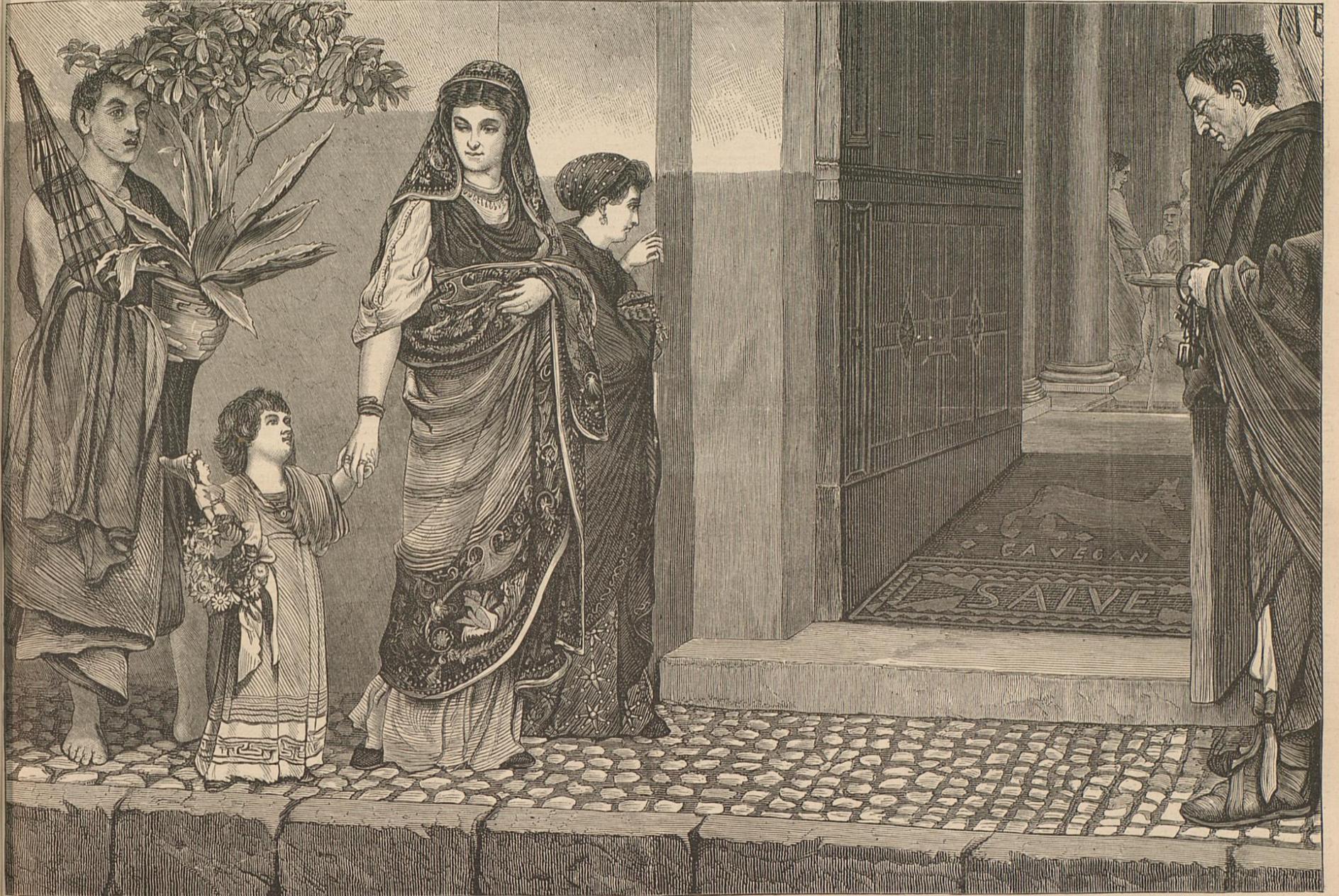
Marie Antoinette war überglücklich durch dies Geschenk.

Etiquette, ohne Hofgesichter, bestand aus den drei Coigny's, dem Prinzen Génin, dem Herzog von Guines, der alle Bosheiten wußte, aus den Polignac's mit ihren reizenden Damen; mehreren Fremden wie Fürst Esterhazy, Herr v. Ferjen, dem Prinzen von Ligne und Baron Stebingt; dann vor Allem aus Herrn von Besenval, dem zuweilen so indiscreten aber immer liebenswürdigen Plauderer, Herrn von Vaudreuil, dem gebildeten Lebemann, und Herrn von Abhémar, einem wahren Allerweltsmenschen, der sich in alle Damen verliebte und über den sie sich alle lustig machten; endlich sind noch von Damen dazu zu rechnen: Madame Elisabeth, die Gräfin von Châlons, die Gräfin Polastron, ernst und schön wie die Statue der Melancholic, die bezaubernde Herzogin von Guiche, endlich noch die Freundin der Königin, Diana von Polignac, die Vorgängerin der Prinzessin Lamballe.

In Trianon lebte und amüsierte sich diese Gesellschaft Marie Antoinettens wie auf dem Lande; man trieb Literatur, man plauderte und die Männer hatten täglich neue Anekdoten; man trieb viel Musik. Die Königin liebte sie leidenschaftlich; bekanntlich war sie auch die Beschützerin Gluck's. Die Liebe zur Musik führte auch zur Liebe für das Theater — spielte doch in jener Zeit alle Welt in Frankreich Theater, so daß der Kriegsminister gegen die Leidenschaft der Soldaten dafür einen besonderen Erlaß richtete. Trianon hatte also auch ein Theater, einen allerliebsten tempelartigen Bau im französischen Garten, dessen Inneres reich und geschmackvoll ausgestattet war. Hier haben immer nur wahrhafte Künstler gespielt; anfänglich war auch nach langen Verhand-

Ein Stündchen in der Via sacra.

Werbet nicht ungehalten, freundliche Leserinnen, über das Latein in der Ueberschrift und gähnt nicht, wenn ich Euch sage, daß Via sacra eine Straße im alten Rom geheissen. Man ist mit griechischen und römischen Geschichten zu reichlich bedacht worden, und Tragödien, in der Toga gespielt, machen bekanntlich kein Glück mehr. Trotzdem behaupte ich, daß jene untergegangene Welt dem großen Publikum noch immer nicht nahe genug gebracht ist, und neue lebhaftere Theilnahme daran erwachen würde, wenn man nur den klassischen Faltwurf etwas lüften und die edlen Römer mehr als Hausherrn, denn als Herren der Welt darstellen wollte. Es ist zwar in der neuesten Zeit vieles Treffliche in dieser Richtung geleistet worden, aber noch muß mehr geschehen, um die übertriebenen oder verächtlichen Vorstellungen vom Alterthume zu berichtigen und dem Angelehrten eine klare, allseitige Anschauung davon beizubringen. Am meisten können bildliche Darstellungen dazu beitragen, wenn sie nicht bloß mythische Vorgänge oder Staatsactionen, sondern Scenen aus dem wirklichen alltäglichen Leben reproduciren, wozu ihnen die in allen Museen der Welt aufgehäuften Reichthümer die Einzelheiten liefern. Solch ein artiges und belehrendes Bild ist das vorliegende: Eine Römerin (aus der Kaiserzeit) mit ihrem Kinde von Einkäufen heimkehrend. Das ist schon ein Anknüpfungspunkt, wenn wir finden, daß die Römer auch ihre Läden und Magazine, und ihre Frauen dieselbe Lust wie unsere



Aus der Via sacra.

Trianon sollte das Asyl für sie werden, wenn sie der Etiquette des Hofes zu entziehen gedachte; es sollte den Traum verwirklichen, den sie damals von dem höchsten Glücke des Lebens in ihren Sinnen trug. Sie machte Pläne, Zeichnungen, Messungen; sie war beim Einpflanzen der zahllosen neuen Baumarten und Blumen, beim Bau der neuen Bauernhäuser, beim Anlegen der Wege, des Sees und der lauschigen Bosquets an seinen Ufern zugegen. Und endlich bildete Trianon die Erfüllung ihres Traumes; durch eine feenhaft beleuchtete zu Ehren der Kaiserkrönung ihres Bruders Joseph II. wurde dies Feenreich eingeweiht.

Vom Palais stiegen Terrassen nach dem französischen Garten herab; von diesem kam man in den englischen mit seinen Hühen und künstlich gebildeten Schluchten und einem ganz Trianons Gärten beherrschenden Belvedere. Auf dem See schaukelte sich eine liliengezierte Gondel; hinter dem Flusse war ein chinesischer Tempel; längs desselben Gaine und dazwischen Aderfelder, genau so bestellt wie auf dem Lande; am Ende des Gartens endlich das Müllerbörtschen, acht Nippeshäuser mit Strohdächern und Milchammern, das der Königin wie in einem Blumenkorb gebettet; dazu eine Mühle, die klappert, Scheunen und Heuböden, an denen die Leitern stehen, angemalte Risse und Kalkabslungen an den Häusern, um ihnen ein natürlich älteres Aussehen zu geben — nur die Ginwohner fehlten. Aber nicht immer; einmal verkleidete sich hier sogar Ludwig XVI. als Müller und Monsieur spielte den Schulmeister; die gewöhnliche Gesellschaft der jungen, heiteren Königin gab in den ein, zwei Jahren, wo Trianon eine wahre Idylle im Leben Marie Antoinettens war, im Uebrigen reizende Bäuerinnen und recht charmante Bauern her. Und diese Gesellschaft von Trianon, ohne

lungen ausgemacht worden, daß mit Ausnahme des Grafen Artois kein junger Mann Mitglied der Gesellschaft sein dürfe, und daß nur der König, Monsieur und die Prinzessinnen, welche nicht mißspielten, die Zuschauer bildeten. Später vergrößerte man dies Publikum, um die Spieler zum Wettstreit zu ermuntern, indem man die Damen der Königin mit ihren Schwestern und Töchtern zuließ. Noch später, als der Erfolg und die Neugier gesteigert waren, dehnte man das Recht des Eintritts auch auf die Offiziere der Garde du Corps, auf die Stallmeister des Königs und die seiner Brüder und selbst auf einige Hofleute aus, welche den Vorstellungen aber nur aus vergitterten Logen zusehen durften. Der Sänger Gaillot war Regisseur der kleinen komischen Opern; Dazincourt der artistische Director, Herr von Vaudreuil, einer der besten Schauspieler, Intendant. Die Königin spielte selbst mit, ebenso Graf Artois, Diana von Polignac, Herr von Abhémar trotz seiner meckern den Stimme, und fast alle Uebrigen der Gesellschaft. Am 19. August 1785 führte man hier sogar den „Barbier von Sevilla“ auf; Marie Antoinette hatte die Rolle der Rosine, Artois spielte den Figaro, Vaudreuil den Almaviva, der Herzog von Guiche den Bartolo, Herr von Gruffol den Vassilo. Das Theater von Trianon bildete alle Freude der Königin und ihre Hauptbeschäftigung; Alles wollte sie hier selbst machen, leiten und anordnen; sie correspondirte selber mit den Lieferanten, entwarf die Decorationen und überwachte die Arbeiten wie ein General-Intendant. Dies war ein Winkel ihres kleinen Königreiches, den sie selbst zu verwalten begeherte und wo sie sich gefiel, allein zu regieren. Hier verlebte sie ihre glücklichsten Jahre — sie kamen nie wieder!

Damen besaßen, in diesen Läden — sich umzusehen. O, und wie verführerisch, wie reichhaltig waren jene Waarenlager!

Wer sich ein Haus einrichten wollte, brauchte nur nach den Septen zu gehen. Dort fand er alles Geräth, das Nothwendige wie das Ueberflüssige, den einfachen Klappstuhl wie den gepolsterten Lehnstuhl, das Tischchen von Nusbaum wie die Tafel mit Citrusplatte und elfenbeinernen Füßen, das Bettchen mit Strohsack wie das mit Schildpattgestell und Daunennmatratze, den dreibeinigen Schautisch und die Pokale aus kostbaren Steinen oder Krystallglas, um sie darauf zu stellen, fand alles Geschirr vom irdenen Schüsselchen bis zur schweren Silberplatte. Dort waren auch Statuen von griechischen Meistern feil, und — ein gesuchter Artikel — Sklaven. Dann war der Friedensplatz mit seinen ägyptischen und arabischen Waarenlagern; der türkische Hain, wo Seidenzeuge, Specereien und Wohlgerüche feilgeboten wurden, und die schöne, tempelreiche Via sacra, die heilige Straße, in welcher hauptsächlich die Goldarbeiter und Juweliere ihre Läden hatten. Von daher kommt auch die Römerin auf unserem Bilde, wie das Kästchen auf dem Arme ihrer Begleiterin andeutet. Im Vorbeigehen hat sie für ihr Söhnchen eine Puppe erstanden (ja, auch Cäsar hat mit der Puppe gespielt!), und für das Viridarium, die Gartenhalle in ihrem Hause, ein Paar erotischer Gewächse, welche der phrygische Sklave ihr nachträgt. Freilich kann er ihr in Folge dessen den Sonnenschirm nicht über den Kopf halten, aber sie sind ja auch zu Hause; schon hat der Ostiarus, der Pförtner, die nahebe Herrin durch das Guckfensterchen bemerkt und weit die Thüre geöffnet.

Sie ist noch jung, diese Tullia oder Metella, jung, reich — und Römerin. Der wohlgeformte Arm, den die Nermeltunika nur halb verbirgt, ist mit dem schlangenförmigen Armbrande, die

Hand mit Ringen reich geschmückt. Die Balla mit breitem goldgesticktem Saume hat sie anmuthig über den Kopf gezogen, während ihre Begleiterin die sogenannte Mitra trägt, die den Kopf nur bis zur Mitte des Scheitels bedeckt. Um den Hals des Knaben hängt die Bulla, ein Amulet gegen Krankheiten, Zauber und bösen Blick, das von den Knaben erst mit der purpurfarbigen Toga — die Erwachsenen trugen ganz weiße Togen — nach vollendetem fünfzehnten Jahre abgelegt wurde.

Der Hausflur zeigt die übliche Mosaik aus bunten farbigen Marmor- und Glassteinen. Das Salve heißt die Freunde willkommen und das Cave canem „Hüte dich vor dem Hund“ unter dem Bilde eines Hundes warnt den Unbefugten. Die Wände sind bemalt, und an ihnen vorüber gleitet der Blick in das Atrium, den säulengetragenen Vorhof, wo über dem plätschernden Brunnen, der das zum Auffangen des Regens bestimmte Impluvium des ursprünglichen römischen Atriums vertritt, Italiens azurner Himmel durch das durchbrochene Dach blickt. Und dort um das runde Marmortischchen sind Mitglieder oder Freunde der Familie verammelt und unterhalten sich:

„Was Thracien und Scythen treiben . . .  
Und vom Kometen, der dem Armenier und Partherkönig droht.“  
[1696] H.

### Eau de Cologne.

„Wo riecht es schlecht?“ rief der hochedle Magistrat. „Wo riecht es schlecht?“ riefen die Bürger der Stadt Köln am Rhein. Und die französischen Herren Offiziere drückten das Tuch an die Nasen und zeigten nach rechts und links und riefen mit qualvoller Stimme: „Dort! — Dort! — In jedem Hause! — In jeder Straße! Mon Dieu! O mon Dieu!“

Das war während des siebenjährigen Krieges, als Ludwig XV. von Frankreich es für gut befunden hatte, Köln besetzen zu lassen. Die armen Kölner! Der General schrieb sie an: seine Offiziere hätten Recht, der Geruch wäre ganz entsetzlich. „Aber, Herr General,“ fragte der Bürgermeister Adrian von Scheven, „wie kommt es denn, daß die gemeinen Soldaten sich nicht darüber beklagen?“ — „Das ist mir einerlei,“ wettelte Lefèvre, „und wenn nicht augenblicklich geräuchert und geschwefelt und gesprengt und gelüftet wird, so —!“

Nun ward das Unterste zu oberst gefehrt. Gräben wurden zugeworfen, alte Gebäude abgebrochen, Tag und Nacht Rauchfässer geschwungen; durch die Häuser zog Schwefelbunnst und die Eimer kamen nicht mehr vom Brunnen fort, und Fenster und Thüren standen trotz der Kälte sperrangelweit offen . . . .

Was die Folge war? Die Aerzte rannten durch Köln, um die Schmerzen ihrer unzähligen Patienten zu lindern, und — die Offiziere drückten das Tuch nach wie vor gegen die Nase, denn sie versicherten, die Luft hätte sich um kein Haar verbessert, und wurden mit jeder Stunde ergrimmt. Nur wenn der Dienst sie rief, traten sie noch auf die Straße; sonst saßen sie wie Gefangene, Mund und Nase verhüllt, in den Putzimmern der Bürgerleute, welche sie gleich anfangs mit Beschlagnahme belegt hatten. Ob sie ihren Verdruß an den Klingeln auslassen wollten? Die Mägde kamen vom Morgen bis zum Abend nicht zur Ruhe, denn das Klingeln hörte gar nicht auf. Immer Befehle und Aufträge, immer Raifonniren und Kritisiren; nichts war recht, nichts gut genug.

„Das wird ein trauriges Christfest werden!“ seufzte Herr Adrian von Scheven, der eben eine Deputation verzweifelter Bürger tröstend, beruhigend entlassen hatte, „ein trauriges Christfest,“ seufzte er, indem er ins Nebengemach zu seiner Gattin trat. Sie war nicht allein. Neben ihr saß eine Nonne, eine hohe bleiche Gestalt, deren graues Haar und wellige Stirn von fünfzig verlebten Sommern erzählten; ihre Kleidung war die der Karmeliterinnen.

Statt ihrer nahm jetzt Frau von Scheven das Wort: „Schwester Maria Clementine Martin kommt mit einem Fläschchen wohlriechendes Wassers zu Dir, das —“

„Wohlriechendes Wasser!“ rief Herr Adrian, und sein Antlitz überflog ein Leuchten. „Ihre eigene Erfindung?“ setzte er mit dem Tone des Zweifels und Kleinlauter hinzu.

Die Nonne erhob sich und versetzte: „In den zwanziger Jahren klopste eine arme Kranke an unsere Pforte. Ich öffnete und führte die Todtmatte in meine Zelle. Sie war eine Italienerin mit Namen Paula Femenis, und ich pflegte sie, bis ihr Auge brach. Am Abend vor ihrem Verschleiden zog sie dieses Recept aus ihrem Ledertäschchen und sprach zu mir: „Meine Schwester, nimm dieses von mir an, es ist das Einzige, was ich hinterlasse. Als mein Vater, Paul Femenis, starb, empfangt ich dieses Recept aus seiner Hand; er machte die Erfindung im Kertzer, doch fehlte ihm, als er frei geworden, die Kraft, seine Erfindung auszuführen. Mache Du, meine Schwester, nun Gebrauch davon, denn das nach diesem Recept bereitete Wasser strömt einen erquickenden und heilsamen Duft aus.“ Ich nahm das Papier nicht aus Neugierde, sondern weil die Güte der Sterbenden mich rührte, legte es in meine Lade und vergaß es. Jetzt aber, nachdem die Klagen der Franzosen und die Beschwerden der Kölner auch in unser Kloster gedrungen, erinnerte ich mich plötzlich an das Recept und wagte einen Versuch, von dem ich hoffe, daß —“

Aber schon hatte Herr Adrian das Fläschchen, das sie in der Rechten trug, ergriffen; er entfortt es, bringt es an die Nase — „Ah! Ah!“

Ein freudiges Roth huscht über die bleichen Züge der Nonne, und wieder riecht und ruft der Bürgermeister: „Vortrefflich! Erquickend! Berauschend! Ah!“ Dann aber nach Hut und Stoß greifen und mit dem Fläschchen aus dem Hause stürzen, war Eins bei Herrn Adrian. Als hätte er ein Juwel geraubt, so krampfhaft hielt er die Flasche. Er rannte Kinder um, er stolperte über jeden Stein, er achtete nicht darauf; unaufhaltsam stürzte er vorwärts und athemlos, in Schweiß gebadet, ins Zimmer des Generals.

Der sitzt gerade vor einem delikaten Frühstück. Herr Adrian will sprechen, er findet keine Worte, Hoffnung und Zweifel und wieder Hoffnung rauben ihm die Stimme; so vermag er denn nur das Fläschchen zu schwingen. Er kommt dem General näher und näher und — „Halt!“ schreit der und springt empor, „Gift! — Wache!“

Der wachhabende Offizier stürzt ins Zimmer — an der Thür prallt er zurück. Welch ein köstlicher und erquickender Duft steigt vom Boden auf? „Erzellen,“ ruft der Offizier, „o diese entzückende Atmosphäre!“ — „Was?“ fragt Lefèvre, der bei seiner Flucht vor Gift und Mord nicht bemerkte, daß ein Weniges aus dem Fläschchen verschüttet wurde, „entzückende Atmosphäre? Ja wahrlich,“ und er hebt die Nase höher und höher, „kostbarer Duft! Was ist das? Wo kommt das her? Warum haben Sie mir das nicht längst gebracht?“

Jetzt mit einemmale athmet Herr Adrian federleicht und beirrt mit wenig Worten, wie er dazu gelangt sei. — „Gibt deutsche Saumseligkeit,“ postert Lefèvre, indem er das Fläschchen an sich reißt, „die Essenz ist gut und kommt für uns wie vom Himmel. Schaffen Sie mehr, so viel als möglich davon, und ich denke, dann werden wir hier erträglicher leben können.“

Dasselbe sagte der General auch zu seinen Offizieren, die er zur Stunde bei sich verammeln und der Reihe nach aus dem Flacon riechen ließ. „Köstlich! herrlich! sublim!“ riefen Alle. „Wie nennt sich die Essenz?“ fragte ein Oberst.

Allgemeine Stille, die endlich ein Anderer unterbricht: „Wir haben den Namen zu geben und ich schlage vor — Eau de Cologne!“

„Ei done!“ ruft schnell der General, „wie plump! Sind wir nicht die Veranlassung, daß die Karmeliterin sich des Receptes erinnerte? Folglich, meine Herren, ist die Erfindung französisches Eigenthum und folglich heißt die Essenz — Eau de Paris!“

„Eau de Paris!“ und „mehr Eau de Paris!“ war nun der allgemeine Ruf, und einer der Soldaten hatte nichts weiter zu thun, als zum Kloster und wieder zurück zu laufen. Tag und Nacht arbeitete Frau Maria, rastlos, ohne jede Hilfe. Sie dankte Gott, daß es in ihre Hände gelegt war, die Sorgen der Kölner und die Noth der Armen zu lindern, denn sie hatte den ganzen Erlös für die Armen von Köln bestimmt. Sie machte Preise wie ein gewiegter Kaufmann und die Herren Franzosen zahlten ohne Murren. Und wie artig waren sie mit einemmale geworden! Die Befehle verminderten sich, die Aufträge geschahen leiser, das Raifonniren und Kritisiren schloß allmählig ganz ein, denn mit einem Fläschchen Eau de Paris bewaffnet, war die schlechte Luft ja zu ertragen! Der Chronist, der uns diese Geschichte erzählt, hat wol selber gelächelt, als er schrieb, daß die Offiziere nie anders als mit einer Flasche in der Tasche und einem duftenden Tuche in der Hand zum Appell und zur Parade gegangen wären. Freude aber zog ein in die Herzen aller Kölner, und als ein frühliches Christfest kam, ging Jeder mit einer kleinen Gabe zu Frau Maria, der Urheberin des Glückes.

Ja gewiß, das ist sie für Köln geworden, aber noch in einem ganz anderen Sinne, als sie selbst und die damaligen Kölner ahnen konnten. So lange sie lebte — noch vor Abzuge des Lehnregiments ward sie ins Grab gesenkt — arbeitete sie stets allein und zu Gunsten der Armen; nach ihrem Tode aber fiel das Recept dem Kloster zu. Ein großes Laboratorium wurde eingerichtet, sämtliche Karmeliterinnen legten Hand an, ein Pächter fand sich, der hinter der Metropolitan-Domkirche einen Laden eröffnete, und schon damals tauchten „Eau de Cologne-Neisende“ in Deutschland auf. Denn aus Eau de Paris ward sofort „Eau de Cologne“, nachdem die Herren Franzosen nach Hause gegangen waren. Die Chronik verschweigt, warum man keinen deutschen Namen wählte; vermuthlich deshalb nicht, weil der Ruhm des kölnischen Wassers zuerst von französischen Zungen verbreitet worden.

Bald sprach man in ganz Europa von Eau de Cologne, der Händler hinter der Metropolitan-Domkirche erhielt massenhafte Bestellungen. Und mit einemmale war dem Fülchls-Platze gegenüber ein neuer Laden da, in welchem der Italiener Johann Maria Farina stand und auch Eau de Cologne verkaufte. Wer ist der Erfinder? „Ich bin's,“ behauptete Farina, „ich schmachtete mit Paul Femenis in einem Gefängnisse und theilte ihm meine Erfindung mit.“ — „Nein,“ wandten die Karmeliterinnen dagegen ein, „Paula Femenis hat's selbst gesagt, daß ihr Vater der Erfinder war.“ Allein dieser Streit, der später wieder erwachte und noch heute nicht ganz verstummt ist, dieser Streit schloß damals bald wieder ein, denn Paula Femenis und Maria Clementine Martin waren todt und die Kölner hatten ganz andere Interessen, als sich hineinzumischen. Zwar bewahrten sie der Nonne das dankbarste Gedächtniß, aber je mehr Eau de Cologne-Geschäfte, je besser; desto schneller wachse ja der Wohlstand empor. Und wahrlich, er wuchs mit Windesschnelle. Fast mit jedem neuen Tage war auch ein neuer Eau de Cologne-Laden da, und aus jedem Winkel der Erde kamen und kommen noch heute Bestellungen und Gelder nach Köln. Ja, heute hat da jede Straße ihr Eau de Cologne-Geschäft und jeder der zahlreichen Fabrikanten verkauft „echte“ Waare und jeder muß vom Sonnenaufgang bis um die Mitternachtsstunde thätig sein, um allen Aufträgen gerecht zu werden. Denn wer kann ohne Eau de Cologne existiren und wen wären nicht die kleinen hellgelben Köpfchen bekannt, die durch die weite, weite Welt wandern? O gewiß, die Kölner hatten zur Zeit der französischen Besatzung sehr schwere Tage, aber es war doch ein großes Glück, daß die Herren Franzosen so überaus feine Nasen hatten. Denn sonst hätten wir keine Firma „Klosterfrau Martin“ und keinen einzigen „Johann Maria Farina“ — was wären wir ohne Eau de Cologne?  
[1694]

Karl Neumann-Strela.

### Der Mancinellobaum.

Seit dem Triumphe der „Africinerin“ über die Bühnen Europas hat eine Pflanze das allgemeine Interesse in Anspruch genommen, welche früher nur unter den Naturgelehrten einer gewissen Berühmtheit, aber durchaus keiner poetischen sich erfreute: der Baum, dessen Schatten den sonst üblichen Dolden und Giftbechern im letzten Akte vertritt und der unglücklichen Selika den Todessehler webt, während sie ihr süßes Schwanenlied singt. Da der französische Dichters auch im Webrigen in dieser Oper mit der historischen Treue nicht sehr genau nimmt, dürfte es vielen Leserinnen erwünscht sein, über diesen „interessanten“ Baum die Wahrheit zu erfahren.

Der Mancinellen- oder Mancinella-Apfel ist ein sehr schöner, schattenspendender Baum der Antillen mit langgestielten, leberartigen, eisbrünnen, etwas gezähnten Blättern und ganz unscheinbaren Blumen, welche theils in bündelweise zusammen gedrängten Aehren, theils einzeln am Ende kleiner Zweige stehen. Die Frucht gleicht äußerlich einigermaßen unseren Äpfeln, ist aber sonst wenig geeignet, unserem Obste Concurrerz zu machen, denn statt des süßen, erfrischenden Saftes unserer einheimischen Früchte birgt der Mancinella-Apfel einen ägenden, kautschukhaltigen Milchsaft von giftiger Wirkung. Dieser Milchsaft findet sich in allen Theilen des Baumes und erzeugt auf der unverletzten Haut Blasen und Geschwüre; direct ins Blut gebracht, wirkt er tödtlich und die Indianer, mit seiner Wirkung vertraut, verwenden ihn zum Vergiften ihrer Pfeile.

Diese Eigenschaften jedoch theilt der Baum mit hundert anderen Pflanzen der feuchten, tropischen Waldgegenden, in denen hier das stärkste Gift von der tropischen Sonne gekocht wird und daneben, oft als unscheinbares Pflänzchen, das sicherste Gegengift wächst. Aber die Reisenden des vorigen Jahrhunderts wollten noch viel Schlimmeres von ihm wissen; sie erzählten, daß in sei-

ner nächsten Nähe die lieblichsten Thäler und Flußufer zu Todes-thälern durch seine Ausdünstung würden. Wehe dem Wanderer, sagten sie, der, von dem kühlenden Schatten der breiten Krone angeleitet, unter dem Mancinellobaum behaglich sich ausstreckt, der Schlaf, in den er bald versinkt, ist sein Todeschlaf. Der kühne Indianer flieht weit vor dem Schreckensbaume, dem Unerfahrenen aber dienen die Gerippe der Opfer zur Warnung, die dort bleichen, wo viele dieser Bäume zusammenstehen.

Diese Sage wanderte lange Zeit von Buch zu Buch, bis die Forschungen neuerer, wissenschaftlich gebildeter Reisenden eine Grenze setzten. Schon der ältere Jaquin erzählt, daß er sich drei Stunden lang ohne jede schädliche Folge unter dem Baume aufgehalten habe, und viele Andere nach ihm thaten es ebenso ungeschädlich. Da aber der reichliche Milchsaft des Mancinella-Apfels bei der geringsten zufälligen Verletzung eines Artes herabströmt und die oben erwähnten Nebel bei unmittelbarer Berührung hervorrufft, ist eine Nacht unter diesen Schatten immerhin nicht ohne Gefahr.

Auch wäre die Annahme einer schädlichen Ausdünstung des Baumes so ganz unmöglich nicht. Ist es doch von einem Verwandten des Mancinellobaumes, dem Giftumach (Rhus Toxicodendron), den wir in allen botanischen Gärten finden und von dem eine Art, der Perückenbaum, als Zierstrauch in größeren Gärten sehr häufig verwendet wird, erwiesen, daß seine Ausdünstung starke Geschwülste hervorrufft. So beobachtete der Professor Regel in Petersburg, daß Leute, die neben dem Giftumach bei heißem, gewitterwüthendem Wetter sich ausruhten und einschliefen, am ganzen Körper geschwollen waren und stark erkrankten.

Was hier in Europa beobachtet worden, kann sicherlich in den heißen feuchten Thälern Mittel-Amerikas auch vorkommen bei der Pflanze einer Familie, deren meiste Glieder sich durch Schärfe verächtlich machen und zu der unter anderen auch unsere wohlbekannte, von Jung und Alt gemiebene Wolfsmilch gehört.

Wenn Scribe und Meyerbeer aber den Mancinellobaum der alten Sage wieder Blüthe treiben ließen, so würden wir mit ihnen nicht rechten, denen weniger an dem Fortschritt der Botanik, als an einem effectvollen Ende ihrer Helbig gelehrt war.  
[1681] Paul Sorauer.

### Die Heirathen großer Männer.

Ein Artikel über „das Alter der großen Männer“ (auf Seite 279 des „Bazar“) zeigt durch einige hervorragende Beispiele, daß es für den Genius keine vorher bestimmte Zeit weder der Jugend noch des Alters gebe, um sich zu bethätigen, und schließt mit der Bemerkung, daß drei von den größten aus der Zahl der Berühmtheiten, nemlich Raphael, Michel Angelo und Beethoven niemals verheirathet gewesen seien. Diese Bemerkung könnte leicht in solcher Allgemeinheit zu Mißdeutungen Anlaß geben und ich bitte daher um die Erlaubniß, für meinen Theil darthun zu dürfen, daß wenigstens die Ehe als der Ruhm der großen Männer an ein bestimmtes Lebensalter geknüpft und daß beide sich in den meisten Fällen recht wohl mit einander haben vereinigen lassen. Denn „ich war immer der Meinung“, wie der gute Landprediger von Walefeld sagt, daß nicht bloß der erbare, sondern auch der große und berühmte Mann einen ganz erträglichen Ehegatten machen könne, und ich habe aus dem Leben jene Männer, deren Geschichte wir kennen, die Ueberzeugung gewonnen, daß es für sie niemals zu früh und selten zu spät gewesen ist, um die Wahrheit dieses Satzes zu beweisen. Es sollte nicht schwer fallen, fast für jedes Lebensalter ein illustres Beispiel zu finden. Adam war vielleicht kein großer Mann in dem Sinne, in welchem dieses Wort jetzt gebraucht wird, aber er war der erste Mann, und er heirathete demgemäß am ersten Tage im ersten Jahre seines Lebens. Der nächste Name von Rang in unserem Heirathsregister ist Shakespeare; er war 18 Jahre alt, als er Anna Hathaway heimführte. Friedrich der Große heirathete zu 21 Jahren (12. Juni 1733) die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig; Franklin, der berühmte nordamerikanische Staatsmann und Volkschriftsteller, zu 24 Jahren und ebenso alt war Wilhelm von Humboldt, als er Karoline von Dadröden heimführte. Mozart war 25 Jahre, als er (1782) die reizende Constanze Weber, eine Schwester der gezeierten Sängerin Lange heirathete, und die Ffitterwochen dieser Ehe begeisterten den Schöpfer so vieler klassischen Opern zu den schönen Sonaten, Klavierstücken und herrlichen Concerten, welche noch heute die Freude jedes Musikers sind. Auch Walter Scott war 25 Jahre, als er Fr. Charlotte Margaret Carpenter, der treuen Gefährtin seines langen und ruhmreichen Lebens die Hand reichte. Dante heirathete nach dem Tode der edlen Florentinerin Beatrice, welche er durch seine Liebe unsterblich gemacht, in seinem 26. Jahre (1291) die gleichfalls einem angelegenen florentinischen Hause angehörende Gemma Donati. Ein gleiches Alter hatte Johann Heinrich Voss, der Uebersetzer des Homer, als er die Schwester seines Freundes Voie, Ernestine, heirathete (1777). Napoleon und Byron zählten 27 Jahre, als der erstere (1796) die schöne Wittve Josephine Beauharnais und der Letztere die reiche Erbin Anna Elisabeth Milbank heirathete. Der schwedische Naturforscher Linné heirathete in seinem 27. Jahre während er in Holland bei dem Vanquier Clifford Aufseher von dessen Garten in Hartcamp war. Herber verheirathete sich mit Maria Cornelia Flachland in seinem 29. Jahre. Robert Burns war 30 und Schiller heirathete (22. Febr. 1790) Charlotte von Lengefeld in seinem 31. Jahre. Wieland heirathete in seinem 32. Jahre und Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradieses“, zu 35 Jahre, als er seine (unglückliche) Ehe begann. Bürger war 36 Jahre, als er nach Jahren heißer Sehnsucht endlich seine geliebte Molly heimführte, die ihm der Tod nur zu bald entriß. Lessing heirathete, 37 Jahre alt, seine Freundin Eva König. Luther heirathete zu 42 Jahren und Buffon zu 55; Goethe war 57, als er Christiane Vulpius die Hand reichte (19. October 1806). Klopstock, nachdem er seine Meta, die ihm nach vierjährigem Besitz entrisen wurde, dreißendbreißig Jahre lang betrauert hatte, heirathete (1791), als er 67 Jahre alt war, in zweiter Ehe die verwittwete Johanne von Windhem und der „alte Parr“ ein Engländer, der durch nichts weiter berühmt war, als durch sein erfreuliches Alter, muß auch als der Veteran in unserer Litt gelten: er heirathete nämlich (zum letzten Male allerdings) in seinem 120. Jahre!  
[1697] J. N.

### Französische Damen und falsches Haar.

Ein französisches Journal brachte uns jüngst die heuchlerische Versicherung: die Thatsache, daß die Damen aller Altersklassen falsches Haar trügen, sei gegenwärtig so allgemein bekannt, daß es nicht länger nothwendig sei, ein Geheimniß daraus zu machen. Es ist keine Indiscretion mehr, so sagt diese

Modebericht.

Ahnte ich meinen Colleginnen an der Seine nach, würde ich jetzt mit kühner Feder Programme für die Zukunft entwerfen, Costüme, welche, wenn sich überhaupt Jemand in sie kleidete, Niemanden kleiden würden, mit den lebhaftesten Farben, im kleinsten Detail schildern und sie als das Modernste anpreisen, so aber will ich mit mehr Rücksicht auf die Oekonomie meiner Leserinnen, als auf das Renommé der Mode nur gleich die Wahrheit eingestehen, daß es in diesem Gebiete augenblicklich nichts Neues gibt.

Die kühlen und nebligen Herbsttage haben alle lichten und leichten Gewandungen verbannt; dafür sieht man viele Toiletten in den Farben: Braun, Grau und Penseé aus wärmeren gestreiften und einfarbigen Stoffen, mit Kashmir in absteigender Farbe garnirt. Von solchem ist dann auch der Hüften gefertigt; ein Arrangement, das gegenwärtig sehr beliebt ist. Die Roben scheiden sich noch wie bisher in zwei Klassen, in Keilroben und Roben, welche aus keilförmigem Rocke und hoher Taille oder Bluse bestehen. Die Keilrobe wird von großen und kleinen Damen getragen, obwohl sie mehr für erstere geeignet ist, da sie eine lange Taille kürzer, volle starke Figuren schlanker und vortheilhafter erscheinen läßt. Damen von mittlerem und kleinem Wuchs dagegen kleidet ein Keilrock mit hoher, loser oder fester Taille besser. Roben beider Arten aber werden von jungen und älteren Damen sowohl zur Haus-, wie Gesellschafts-toilette getragen und unterscheiden sich in letzterem Falle nur durch Stoff und Garnitur. Diese sei möglichst einfach, aber gediegen. Taille und Ärmel werden häufig nur mit Knöpfen und Schrägstreifen vom Stoff der Robe, der Rock am unteren Rande mit einem Volant garnirt, welcher vorn etwa 12—15 Cent. breit ist, nach der hintern Mitte des Rockes aber bis auf 25 Cent. Breite zunimmt und zugleich die Schleppe bildet. Oft auch wird die Robe am unteren Rande zackig geschnitten und ihr dann daselbst ein Volant von absteigendem Stoff und Farbe untergesetzt. An Trauerkleidern vermeidet man jegliche Garnitur; eine schwarze Corde als Einfassung für die Außenränder ist gestattet, nicht aber die glitzernden Knöpfe aus Steinkohlen oder Jet, sondern nur matt geschliffene, durchaus glanzlose von diesem Material. Ein Anzug, der aus Rock, Jäckchen und Chemiset besteht, ist nur für junge Damen geeignet. Die Jäckchen, welche mit und ohne Schooß, mit und ohne Ärmel getragen werden, fertigt man vom Stoff der Robe, häufiger noch aus Kashmir oder Foulard in absteigender Farbe. Jäckchen ohne Ärmel, vervollständigt durch eine weiße Bluse, sind besonders zur Toilette für Concert, Theater u. z. zu empfehlen.

Die modernen Ringerien, welche jeden Anzug auf das angemessigste vervollständigen, sind je nach dem Charakter der Toilette verschieden. Für eine reiche gibt es Kragen und Manschetten mosaikartig aus Spitzen und Stickerei-entre-deux zusammengesetzt, Kragen von Guipüre Cléon mit farbiger Bandgarnitur, sowie solche von kostbarer Stickerei mit Spitzenverzierung. Einfacher, aber nicht weniger schön und kleidsam sind die Ringerien von feiner Leinwand mit eingestickten Medaillons, Blumenzweigen, Carrés von Guipüre oder durchbrochener Stickerei. Bezüglich der Form von Kragen und Manschetten

erwartet man — einem on-dit zufolge — eine Neuerung. Die scharfen, langgedehnten Ecken derselben sollen gekürzt und abgestumpft werden, der ganze Kragen eine breitere Façon annehmen. Ob die Nachricht sich bestätigen wird, erfahren unsere Leserinnen bald aus der technischen Nummer des Bazar. Bis dahin tragen wir getrost den Kragen van Dyk.

Schließlich noch Einiges über die Schmuckgegenstände, welche der Toilette Eleganz und höheren Glanz verleihen. Wir finden sie in künstlerischer Vollendung aus Bronze, orybirtem und eisilirtem Metall, im Verein mit Krystallen, künstlich imitirten Amethysten, Topasen, Carnen und Gemmen. Schnallen und Broches in Form von Rosen, Dahlias, Marguerites mit einem Thautropfen in der Mitte, imitirte Spitzenrosetten, Schnallen (in länglicher Form nicht mehr modern), Ohrgehänge aus sprunzloser, aber gediegener Filigranarbeit, Colliers, Kammschilder u. in reichster, buntester Auswahl.

[1691]

Veronika v. G.

Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Zwei Recepte für feinere Küche. Dschenhirn mit Austern. Ein frisches Hirn wird gut ausgewässert, in ein Tuch gebunden und in Salzwasser 1/2 Stunde lang gekocht. Sodann schneidet man es, nachdem die Haut abgelöst worden, mittelst eines Febens in fingerdicke Stücke. Eine Porzellanschüssel wird mit Butter ausgefriten und mit etwas Mehl gestäubt, auch etwas Citronensaft darauf gedrückt; sodann gibt man eine Lage Hirn, bestreicht dieses mit früher bereiteter Sardellenbutter, hierauf eine Lage ausgeblühter Austern, hierauf wieder Hirn, Sardellenbutter und Austern u. s. f. Die Schüssel wird auf Glut gesetzt und der Inhalt so lange gekocht, bis die Austern nicht mehr roh sind.

[1689]

Galantine. Ein schöner Kapann wird abgezogen und alles Fleisch gut ausgefäst, so auch ein Pfund schönes Kalbfleisch und ein halbes Pfund Schweinefleisch. Hierauf hackt man das Fleisch und mennt es dann im Mörser mit dem Gelben von sechs rohen Eiern, zwei in weißem Wein geweichten und vorher abgeriebenen Semmeln gut zusammen. Dann muß es noch durch ein Noßhaarsieb paßirt werden. Unterdessen wird ein Fasan gebraten, sowie eine Gänseleber, auch werden einige Trüffel in Wein und guter Bouillon weichgekocht. Das Fleisch wird vom Fasan abgelöst und wie die Gänseleber in Würfel geschnitten, worauf man beides in dem Saft der Trüffel gut kochen läßt, hierauf vom Feuer weggestellt und mit dem Saft einer Citrone beträufelt, auch fein geschnittene Citronenschale und etwas Gewürz wird hinzugegeben. Wenn es abgekühlt ist, mengt man Alles unter das durchpaßirte Fleisch; zwei Bogen Papier werden dick mit Sardellenbutter bestrichen, die Farce hineingewickelt, leicht mit Bindfaden umwickelt und dann in einer Braise von Speck, Wurzelwerk, etwas Gewürz und guter Bouillon gekocht, eine ganze Stunde lang. Wenn die Moulade kalt ist, schneidet man sie in feine Schnitte, arrangirt sie entweder auf dünne Semmelschnitten oder auf einer Schüssel und garnirt sie mit Aspik.

[1689]

Seimat.

Wer mag es wol der Schwalbe sagen Fern in der Tropen Sonnenpracht, Daß nach des Frostes strengen Tagen Auch uns ein neuer Frühling lacht? Daß sie sich rüsten soll zur Reise Hin über's blaue Meer so weit, Wenn unsre Ströme frei vom Eise Und rings das Land im Blüthenkleid;

Daß sie dann über Wald und Hügel Sich sucht das alte liebe Nest, Wenn auf das deutsche Land die Flügel Herniederlenkt der laue West? O Menschenkind, wie mag es kommen, Ziehst du hinfort vom Vaterhaus, Daß dir kein Wandern recht will frommen Und ging es noch so weit hinaus?

Daß all dein Streben, all dein Ringen, Und was dein träumend Herz begehrt, Nicht so viel Segen dir kann bringen, Als einst dein häuslich schlichter Herd; Daß du dich einsam, elend wähest Oft in der Fremde reichstem Glück, Und dich von stolzen Höhen sehest Zum stillen Seimatthal zurück?

Godfried Wandner.

[1540]

Offizielle Mittheilungen

des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Der Victoria-Bazar.

Es ist die vom Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts begründete Centralstelle für Verkauf und Ausstellung von weiblichen Handarbeiten und Kunstgegenständen, von welcher wir heute unter der Ueberschrift "Victoria-Bazar" berichten wollen. Der Name ist dem Institut gewährt durch die Guld der hohen Protectorin des Vereins, der Frau Kronprinzessin von Preußen, als Beweis ihrer Zufriedenheit mit den in diesem Zweige der Vereinsthätigkeit bis jetzt erzielten Resultaten. Dieselben sind in der That herzerfreuend und um so bewundernswerther, als sie ermöglicht wurden in einer Zeit, wo der eiserne Druck des Krieges lähmend auf der gesammten Industrie lastete.

Recapituliren wir noch einmal ganz kurz die in diesen Blättern schon wiederholt besprochenen Zwecke des Victoria-Bazars, so soll er der arbeitenden Frauenwelt Gelegenheit bieten, die Erzeugnisse und Erfindungen einer kunstgeübten Hand und eines gekulterten Geschmacks ohne Vermittelung von Zwischenhändlern dem kaufenden Publikum vorzulegen und durch directen Verkehr die Früchte ihres Fleißes unverfälscht zu genießen. Wie sehr eine solche Einrichtung einem inneren Bedürfnis unserer gesellschaftlichen Zustände entspricht, dafür zeugt am besten die reiche Auswahl von weiblichen Handarbeiten aller Art, welche dem Bazar seit seiner Eröffnung, am 24. Mai d. J., zugegangen und zum Theil von Damen aus den höchsten Ständen angefertigt worden sind.

Vergessen wir nicht, zu erwähnen, daß das Ausstellungslocal dem Victoria-Bazar durch den Vorsitzenden des betreffenden Comités, Herrn Carl Weiß (von der Firma: "Deuß und Weiß", Seidenwaarenfabrikanten) mit entgegenkommender Bereitwilligkeit unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden ist.

Bei unserm Eintritt in den Victoria-Bazar blickt uns zuerst in sinniger Weise die Statuette einer Victoria entgegen, thronend auf einem mit einer kunstvoll gestickten Decke bekleideten Tische. Auf diesem Tische liegt noch eine Mappe, geschmückt mit den preussischen und englischen Wappen. Sie birgt ein kleines, unscheinbares Kissen. Welche Bewandniß es mit diesem Kissen hat, werden wir weiter unten berichten.

Sogleich im ersten Zimmer weist unser Auge mit Befriedigung auf einem großen Glaschranke, angefüllt mit reich gestickten, geschmackvoll garnirten Schürzen, seidenen Blusen, Jäckchen, allen jenen Bestandtheilen einer eleganten Haus-toilette, welche die jetzige Mode in so verschwenderischer Fülle hervorbringt und die wir in den Magazinen, in den "Rayons" für Confections zu suchen gewohnt sind.

Das zweite Zimmer, das eigentliche Verkauflocal, ist ebenfalls ganz angefüllt mit Glaschränken; zuvörderst fesseln aber unsere Aufmerksamkeit die an den Wänden hängenden Del- und Pastellgemälde, zum Theil Copien von Meisterwerken, zum Theil Originale; unter letzteren besonders einige Blumenstücke von wahrhaft künstlerischem Werthe. Daran reihen sich Stickereien in Crêpefäden, auf weißem Seidenstoff ausgeführt, bei deren Anblick man sich zweifelnd fragt, ob man hier eine sehr gelungene Kreidezeichnung oder einen Kupferstich vor sich habe. Um eine gewisse Ordnung in die Schilderung zu bringen, verweilen wir ferner noch bei einer auf Marmor mit Bleistift ausgeführten Zeichnung, die in einem der Glaschänke liegt. Sie stellt eine Madonna mit dem Kinde dar und würde jeder Kunstsammlung zur Zierde gereichen.

Sauber geschnittene und bemalte Fächer aus Holz, zierlich aus Perlen geknüpft Bilderrahmen fesseln unsere Aufmerksamkeit. Wir bewundern die Kunstfertigkeit der weiblichen Hand, welche ihre Geschicklichkeit bewährte durch gleichfalls in diesem Zimmer ausgestellte Vasenbouquets, durch mit Blumen und Früchten angefüllte Körbchen und andere, sämmtlich aus Papier und Wachs angefertigte kleine Meisterwerke. Eine andere Abtheilung enthält bemalte Porzellantassen, Teller u. s. w., in einer dritten erblicken wir Federn und Federgeräthnisse.

"Ocht französisch, nur in Paris herzustellen," würde man in jedem Magazin, wo diese Straußfedern, Marabouts, Schwanzgarnituren, Paradiesvögel uns vorgezeigt würden, auf jeden Fall sagen. Die freundliche Verkäuferin des Victoria-Bazar ist aufrichtiger. Sie erzählt uns, daß dieser schimmernde Federzschmuck von einer deutschen Frau angefertigt wird, die in Berlin ein sehr bescheidenes Dasein fristet, während ihre Arbeiten als "echte Pariser" in den Magazinen feilgeboten und theuer bezahlt werden. Es möchte sich vielleicht für viele Leserinnen des "Bazar" empfehlen, um Erlangung solcher Federn und Federgeräthnisse zum Schmuck ihrer Winterhüte sich direct mit dem Victoria-Bazar in Verbindung zu setzen.

Nicht minder verdienen Beachtung und Anerkennung die gehäkkelten Decken, Einsätze, Kragen, letztere zum Theil so fein und mühsam, daß ein geliebtes Auge dazu gehört, sie von den echten Guipüre- und Cléon-Spigen zu unterscheiden. Hier liegen Kragen und Manschetten mit Stickereien, von denen man nicht weiß, was man zuerst bewundern soll: die saubere Ausführung oder — man verzeihe uns den Ausdruck — die wahrhaft geistvolle Composition. Weiße Blusen, Chemisets, gestickte Taschentücher, kurz was man unter dem Namen "Lingerie" begreift, sind in reicher und geschmackvoller Auswahl vorhanden; Tapissiererei, Mosaik, Häkel-, Filet-, Phantasie-Arbeiten: was nur die Nadel in der geschickten und ausdauernden Hand der Frau hervorbringen vermag, ist hier in Auge und Herz gleich wohlthuender Vereinigung beisammen.

Wir fragen nach dem Preise dieses oder jenes Artikels und finden ihn zu unserm Staunen mäßiger, als wir sonst dergleichen Dinge, selbst in geringerer Qualität, zu kaufen gewohnt sind. Die Sache ist leicht erklärlich. Der Victoria-Bazar stellt die ihm übergebenen Arbeiten unentgeltlich aus, vermittelt ihren Verkauf, wie die Ausführung etwa darauf eingehender Bestellungen gegen eine so geringe Vergütung, daß der Käufer wohlfeil kauft, während die Arbeiterin doch höhere Preise erzielt, als an irgend einem andern Orte.

Wir glauben jetzt Alles gesehen zu haben und wollen uns entfernen; aber lächelnd ladet unsere Führerin uns ein, ihr in ein drittes Zimmer zu folgen. Große Schränke bergen hier geheimnißvoll höflichen Inhalt. Sie öffnen sich und wir erblicken jene kleinen, zierlichen Säckelchen, bestimmt, das Kind von seinem ersten Eintritte in die Welt bis zur Vollendung des ersten Jahres zu bekleiden. Schon öfter hat eine junge Mutter die von ihr mit liebender Sorgfalt für ihr Kind bereiteten Schätze vor uns ausgebreitet; schon öfter haben wir selbst mitgeholfen, die Bekleidung der Kleinsten der Kleinen herzustellen, so schön und praktisch, wie die uns hier vorgelegten Sachen, haben wir noch nichts gefunden. Ihre Königl. Hoheit die Frau Kronprinzessin sandte in huldvollster Fürsorge für das Gedeihen des Victoria-Bazar und befehlte von dem Wunsche, was sie als gut und nützlich erprobt, auch anderen Müttern zu Gute kommen zu

lassen, die Muster und Modelle der von ihren eigenen Kindern getragenen, äußerst praktischen englischen Kinderwäsche und Garderobe und fügte als Geschenk Stoffe bei, die durch Vermittelung des Victoria-Bazar nach den vorliegenden Mustern verarbeitet und zum Besten desselben verkauft werden. Von den Stufen des Thrones herabkommend, kann die kleine reizende Ausstattung vermöge ihrer eleganten Einfachheit im bescheidensten Bürgerhause Verwendung finden; Mütter aller Stände können sie benutzen und sich hier zusammenfinden, nicht nur in gleichen Wünschen für ihre Lieblinge, sondern auch in der Möglichkeit, diese Wünsche erfüllt zu sehen.

Noch ein Schrank steht verschlossen — und dieser Schrank an und für sich hat schon eine Geschichte. Er ist ein Geschenk der Berliner Tischlerinnung an den Verein und steht da als lebender Zeuge einer ernsten, blutigen Zeit. Der Schrank birgt alle jene in den jüngsten Monaten so viel gebrauchten Dinge, als Charpie, Binden, Kissen, Compressen u. s. w., die wir unter dem Namen Lazarethgegenstände zusammenfassen. Seit dem Augenblicke, wo der erste Donner der Geschütze sich erhob, war der Victoria-Bazar, den Zeitereignissen Rechnung tragend, mit der Herstellung von Lazarethgegenständen beschäftigt und verband mit dieser Thätigkeit einen doppelten Zweck. Zuvörderst wollte er durch Anfertigung vorchriftsmäßiger Verbandstücke den Verbundenen Linderung bereiten, dann aber auch bedürftigen Frauen Arbeit und dadurch Unterstützung verschaffen.

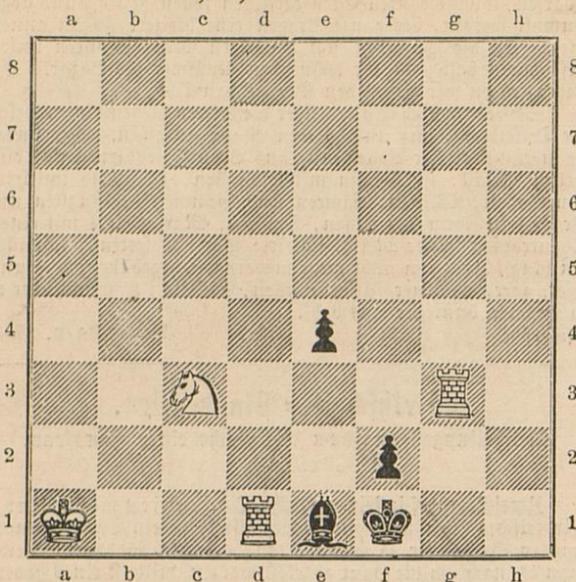
Die erste Anregung zu diesem echt patriotischen Frauenwerke ging ebenfalls von der Frau Kronprinzessin aus. Sie sandte ein von ihr eigenhändig gearbeitetes, mit fein gerissem Schreibpapier gefülltes Lazarethkissen — dasselbe, was wir bei unserm Eintritt in den Victoria-Bazar in der wappengeschmückten Mappe erblickten und das hier in dankbarster Erinnerung aufbewahrt wird.

Und nun noch einige Worte über die Erfolge wie über die bisher gemachten Erfahrungen des Victoria-Bazar, welchen der abgeschlossene Frieden veranlaßt, allmählig wieder in seine eigentlichen Bahnen einzulenken. Es haben sich Ringerie, Häkelarbeiten, Confection und ganz besonders Kindergarderobe als die verkäuflichsten Artikel bewährt und es ist im Anbetracht der Zeitverhältnisse in denselben ein ganz befriedigender Umsatz erzielt worden. Gemälde, Phantasiearbeiten, Schnitzereien und dgl. gehören zu sehr in das Gebiet der Luxusgegenstände, als daß sich für den jetzigen Zeitpunkt ein endgültiges Urtheil darüber feststellen ließe. Für andere Artikel, wie z. B. Federarbeiten, war bis jetzt die Saison nicht geeignet. Die wenigsten Chancen zeigten sich für Tapissierarbeiten, was wol natürlich ist, wenn man bedenkt, daß Berlin die Metropole dieses Industriezweiges und daß es schwer halten muß, gegen Magazine aufzukommen, die sich ausschließlich und mit großen Mitteln demselben widmen. Ausdauer und Thätigkeit werden jedoch auch hier zum Ziele führen. Der Victoria-Bazar berechtigt in seiner ganzen Organisation zu den schönsten Hoffnungen; seine Lebensfähigkeit hat er glänzend documentirt, zu seiner schnellen, kräftigen und segensreichen Entwicklung sind aber zwei Bedingungen unerlässlich: erstens, daß ihm die arbeitende Frauenwelt nur wirklich schöne, tadelfreie und somit verkäufliche Arbeiten zuwendet; zweitens, daß ihm das Publikum recht lebhaftes Aufmerksamkeits und warme Theilnahme schenke.

[1698]

S. H.

### Schach. Aufgabe Nr. VI.



Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge matt. [1258]

### Charade.

Der Ungewissheit liebtes Kind  
 Leb' ich von Zweifels Schrecken,  
 Bald bin ich hoffnungsvoll gesinnt,  
 Bald Angst und Furcht mich necken.  
 Mein erster Theil, der sagt Dir viel  
 Von gut' und bösen Dingen,  
 Der zweite aber, wie zum Spiel,  
 Spricht leicht vom schwersten Ringen.  
 Mein Ganzes öffnet Thor und Thür  
 Dem Heer der Möglichkeiten,  
 Und hofft und fürchtet für und für  
 Zu allen, allen Zeiten.

[1671]

P. Eblök.

### Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Gesellschaftstoilette. Robe von blauer Vopeline, forme princess, mit einer Garnitur aus schwarzem Sammet, Jetfchnallen und Knöpfen. Diese Garnitur imitiert am unteren Rande der Robe einen zweiten Rock und wiederholt sich in entsprechender Weise an der Taille.

Fig. 2. Promenadentoilette. Robe wie Paletot sind von silbergrauem Taffet und mit Schrägstreifen von dunklerer Schattirung, sowie mit großen, flachgewölbten, mit Taffet beklei-

deten Knöpfen in der Weise der Abbildung ausgestattet. Hüthen von grauem Crèpe mit Bindebändern von Taffet in gleicher Farbe.  
 Fig. 3. Haustoilette. Die Keiltrobe ist aus schwarzem, gestreiftem Taffet gefertigt und mit Schrägstreifen von demselben Stoffe und Jetfknöpfen garnirt. Eine Taffetsetze deckt den Schluß des Gürtels in der vorderen Mitte. A.

### Correspondenz.

Hr. G. G. in Gr. Aus dem Rechenschaftsberichte des „Vereins zur Beförderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“, welcher Ihnen, sowie mehreren Abonnentinnen auf unser Ersuchen von dem Vorstande übersichtl. worden ist, erfahren Sie Alles, was Sie zu wissen wünschen.

Im Garten. In Bezug auf die Teintfrage schlagen Sie Bazar 1866, Correspondenz Seite 120, 136, 152, 168, 216, 280 und 296 nach; nun wir die Beantwortungen dieser ewigen Frage zusammenstellen, erlauben wir selbst über die Mannichfaltigkeit der Vorschriften und — unsere Geduld. Was aber die ersten betrifft, so sind sie alle bewährt, unschädlich und uns von ärztlichen Autoritäten empfohlen. Hautpflege aber wird immer das A und O bleiben, d. h.: waschen Sie sich täglich Abends vor dem Schlafengehen Gesicht und Hals, Arme und Hände mit milder Seife oder ungefärbter Mandelklee in lauwarmem Wasser, reiben Sie dabei die Haut tüchtig mit einem weichen Flanellappen, spülen dann mit kaltem Wasser nach und trocknen sich sorgfältig. Morgens aber stehen Sie früh auf und wiederholen dies Waschen und Abreiben in kaltem, aber nicht hartem Wasser mit grobem Schwamm oder Wollenlappen und grobem Handtuch, wozu möglichst ohne Seife. — Was das Enthaarungsmittel betrifft, können wir ebenfalls nur auf Gesagtes (Bazar Seite 216 d. J.) verweisen. — Der untere Reifen der Crinolone darf jetzt nur 200 Cent. weit sein. — Kleider schneid man am bequemsten mittelst Haken und Dejen. Weiße Kaschmirblusen passen vorzugsweise zu seidenen Kleiderböcken. Weiße Blusen mit Wieder-gürtel sind nur Frauen unter 40 Jahren zu tragen gestattet.

Hr. S. V. in Russland. Zur Vertreibung von Ameisen empfiehlt Dr. Wittstein (Pohlt. Journ.) als wirksam, billig und unschädlich das gereinigte, zum Brennen dienende Petroleum, das man in einem kleinen offenen Gefäße in dem betreffenden Raum aufstellt; da die Verdunstung des Petroleum in dem kleinen Gefäße nur langsam erfolgt, so ist durchaus keine Feuergefahr zu befürchten. Aus einer Speisekammer waren sämtliche Ameisen vertrieben, nachdem eine gewöhnliche Overtasse, in der sich ca. 3 Loth Petroleum befanden, einige Tage auf deren Fußboden gestanden hatte.

Hr. S. P. in Wien. Den Schnitt für den Mädchenhut werden wir sobald als möglich bringen; sollten die Kinderhütchen, Seite 269 des Bazar d. J., nicht Ihren Wünschen entsprechen?

Hr. S. in U. bei G. Sie finden das Gewünschte in einer der nächsten Nummern. Auch eine langjährige Abonnentin und Dilettantin in Ungarn sollen sobald als möglich zufrieden gestellt werden.

Mlle. Marie de Posen. Nous regrettons infiniment de ne pouvoir satisfaire votre demande aussi vite que vous le désirez; nous vous promettons cependant une calotte, sinon au bout de huit jours, au moins dans un des numéros suivants. Mademoiselle votre soeur ne trouverait-elle pas de son goût un des bonnets de negligé, pages 74 et 75 du Bazar 1866?

Hr. G. St. in B. In Betreff der ersten Wünsche müssen wir Sie auf Seite 74 und 75 des Bazar dieses Jahres verweisen. Einen Paletot werden Sie in der binnen Kurzem erscheinenden Mantelnummer finden.

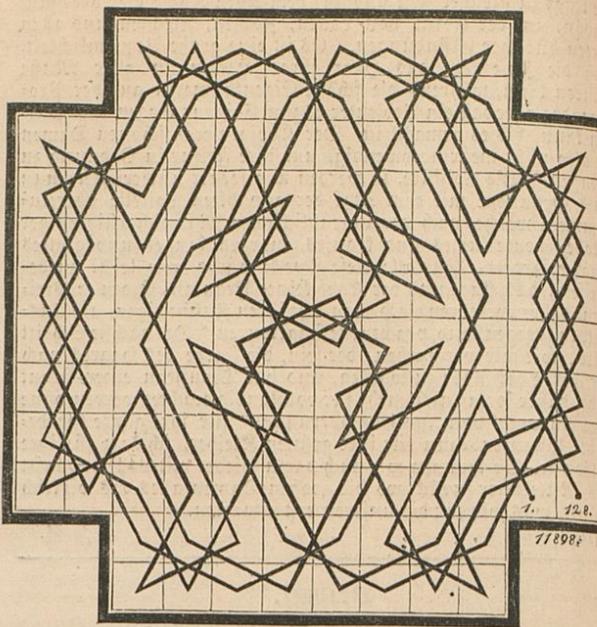
H. B. in N. Versuchen Sie es, den Stoff kurze Zeit lang in eine Mischung von Salmiakgeist und Wasser zu legen, einen sichern Erfolg können wir Ihnen indes nicht versprechen, da voraussichtlich die Farbe zu sehr von der Seife angegriffen ist — jedoch gibt die Mode Ihnen als Ersatz der unbrauchbar gewordenen Taille eine reiche Auswahl von Null-, Koulard-, Taffet- oder Kaschmirblusen, die Sie beliebig zu dem Seidenrode tragen können.

Hr. S. v. G. in A. Seite 202 des „Bazar“ enthält eine Sackfacke, die Sie aus jedem beliebigen Stoffe und auch kürzer, als das dort gegebene Modell fertigen können.

Hr. M. W. in W. Unter den vielen verschiedenartigen Handarbeiten, die der Bazar Ihnen stets bietet, werden Sie auch solche finden, die Sie dem heimkehrenden Krieger statt des Vorbeers reichen können.

Hr. M. L. in B. Ihr Wunsch ist notirt.

### Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 328



### Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 328.

Zum Fenster schlüpfst es rasch hinein,  
 Zum Fenster fliegt es rasch hinaus,  
 War ihm kein Bläschen hier zu klein?  
 Nicht frohgefellig ihm das Haus?

Es ist so leicht, es ist so zart,  
 D. ihm vergleichbar gibt es nichts!  
 Es ist ein Vöglein eigner Art,  
 Ein Traumgedanke goldnen Lichts.

O hättet ihr dem holden Gast  
 Nur gleich die Herzen eingeräumt!  
 Der Augenblick, den ihr vergaßt,  
 Ist nun auf immer wol vergaßt.

Doch nein, ihr hofft, es kehrt vielleicht,  
 Im Abendgolde spät zurück,  
 Ob' noch der letzte Saum verbleibt, —  
 Gest' nur — das Vöglein ist — das Glück!

[1670]

Germann Klette.

### Auflösung des Räffels Seite 328.

„Der Schatten“.

